J. Grassy inv. *Cl. Kohl sc. Viennæ 1790.*

EVANDER UND ALCIMNA.

SAL. GESSNERS
SCHRIFTEN.
IV. THEIL.

WIEN
BEI F. A. SCHRÆMBL
MDCCLXXXX.

DIE

SÄMMTLICHEN WERKE

VON

SALOMON

GESSNER.

IV. THEIL.

WIEN

GEDRUCKT FÜR F. A. SCHRÄMBL

BEY IGN. ALBERTI.

MDCCXC.

INHALT.

Seite.

EVANDER und ALCIMNA, ein Schäfer-Spiel 7

ERAST, in einem Aufzug 67

ERZÄHLUNGEN VON DIDEROT.

Die beyden Freunde von Bourbonne . . 111

Unterredung eines Vaters mit ſeinen Kindern; oder von der Gefahr, ſich über die Geſeze wegzuſezen 138

BRIEF ÜBER DIE LANDSCHAFT-MAHLEREY 183

Seite.

Sprüche 7

Fragmente von Diderot.

Die beyden Freunde von Bourbonne . . 141

Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern; oder von der Geschicklichkeit, die Tugend vergnügend zu machen . . . 158

Unser Leben ist Langeweile.

Leben 183

EVANDER

UND

ALCIMNA.

EIN

SCHÄFERSPIEL.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Die Scene ſtellt eine einſame Gegend mit Geſträuch und Bäumen vor.

LAMON UND CHLOE.

CHLOE.

Woher, ſo ernſthaft mein Nachbar? Zwar wir Leute haben immer was zu thun, wenn wir die Heerde recht pflegen, und unſer kleines Gut, wie man thun ſoll, beſorgen wollen.

LAMON. Du haſt recht, redliches Weib! die Tage kommen und gehen bey der Arbeit viel muntrer. Ich komme von einem heiligen Werk', das ich niemals unterlaſſe, ich habe dem Pan die Erſtlinge von fünf jungen Bäumen im Hain geopfert, die ich an dem Tage zum Andenken pflanzte, da Evander, mein Pflege-Sohn, mir übergeben ward. Sie ſtehn izt achtzehn Jahre; und ſie wuchſen ſo ſchön, daſs es ſcheint, die Götter wollen uns eine gute Vorbedeutung geben.

CHLOE. Du bift ein frommer Mann, drum bift du ſo geſegnet; man iſt immer wol zu Muthe, wenn man redlich iſt und die Götter ehrt; beſonders ſollen Leute fromm ſeyn, die in ihrem Leben noch groſſe Geſchichten erwarten. Was wird endlich aus der Sache werden? Wir dörfen hier uns wol von unſerm Geheimniſs unterhalten; (*ſie ſieht um ſich her*,) wenn ich nur noch erlebe, was mit Alcimna, meiner Pflege-Tochter geſchehen ſoll; es iſt izt ſechszehn Jahre, daſs ſie mir iſt anvertrauet worden. „Pflege ſie wol; es wird einſt dein Glük ſeyn, und verſchlieſſe das Geheimniſs in dein Innerſtes." So ſprach der Mann, der mir ſie übergab.

LAMON. Die Götter haben was Groſſes mit ihnen vor; Evander iſt der ſchönſte, weit umher; er iſt ſo ſchön, wie die Bild-Säule, die in dem Delphiſchen Tempel ſteht; er iſt weiſe, wie ſonſt Männer ſind, von viel mehr Jahren und Erfahrung. Kühnheit hat er, wie Hercules; er würde mit Löwen ſtreiten; und wer übertrifft ihn im Ringen, im Wett-Lauf, in jeder Übung, die Stärke und Schnelligkeit fodert? Seine Lieder ſind die beſten, als hätte ſie Apoll ihm im Traum gegeben.

CHLOE. Eben ſo ſehr übertrifft Alcimna

die andern Mädchens; sie ist schön, wie die Gratien sind, und besizt jede Anmuth, die ein Mädchen zieren, in vollestem Maasse; sie übertrifft die andern alle, wie die Rose gemeine Gras-Blumen übertrifft.

LAMON. Ich fürchte und hoffe immer wechselweise von ihrer Liebe; vielleicht habens die Götter gefüget, dass sie sich lieben sollen; aber - - - wir wissens doch nicht. Immer hoff' ich, das Schikfal werde sie nie trennen; aber - - - wir haben doch über ihr Schikfal nicht so zu entscheiden, wie wenn sie unsre eigenen Kinder wären; man wird sie wieder von uns fodern; vielleicht geschieht es bald; wir können doch nicht zugeben, dass der Gott der Ehen sie verbinde; wir müssen noch ihre Hoffnungen entfernen.

CHLOE. Gewiss! du hast recht, Lamon! Ich hoffe, wir werden die Geheimnisse bald am Tag sehen; ich wünsch' es mit grösserer Ungeduld als du; ich bin drum auch ein Weib.

LAMON. Die Götter werden die Sache beym besten leiten. Wie schmerzhaft würd es für mich seyn, wenns nicht so wäre; wie sehr verdienen beyde, glüklich zu seyn! Es quält mich, dass ich den Wunsch seiner zärtlichen Liebe nicht erfüllen darf. Ich lüge

ungern, und was ſoll ich ihm für Urſachen lügen? Ich hab es immer verabſcheut; die Götter wollens uns verzeihen. Wir wollen ſagen, du und ich haben in der gleichen Nacht einen warnenden Tranm gehabt.

CHLOE. Du biſt ſchlau; es ſey in einer guten Stunde geredet; wenn wir durch lügen ſie betriegen müſſen, ſo ſey's eben wie du geſagt haſt. Wir können auf keine andre Art ihrem beſtändigen Flehen entrinnen. Aber lebe wol; ich muſs in meinen Garten gehn; ſieh! da kömmt dein Sohn; ich will hier durchs Gebüſche ſchlüpfen.

LAMON. Ich geh auch; ich will ſeinem ſehnlichen Bitten entfliehn.

ZWEYTER AUFTRITT.

EVANDER, ALCIMNA.

EVANDER.

Ich ſuche ſie ſchon lange umſonſt; ſie iſt hier nicht, am Waſſer-Fall nicht, und unter den Haſel-Stauden hab ich ſie umſonſt geſucht; doch hieher wird ſie wol kommen. Hält ſie die geſchäftige Mutter auf? (*Er ſteht umher.*) Da hab ichs. Er weicht mich

aus; mein Vater weicht mich aus, ſo oft er fürchtet, ich wolle von meiner Alcimna ihm reden. Götter! Ich weiſs nicht, was ich von allem denken ſoll. Was kann es ihm zuwider ſeyn, daſs ich das beſte Mädchen im ganzen Land liebe? denn jeder, er ſelbſt, geſtehet ihr den Vorzug vor allen zu. Das macht mir bange, recht bange. Aber wo iſt ſie? Sie kömmt noch nicht. Hier an dieſen Baum von ſo glatter Rinde will ich ihren Namen ſchneiden. (*Er langt ein Meſſer aus ſeiner Hirten-Taſche.*) Du ſollſt ihren Namen tragen, und den meinen; dann wachſe hoch auf; dich ſoll kein Beil verlezen; dieſer Baum iſt der Liebe heilig, wird, der vorübergeht, ſagen. (*Da er anfängt in die Rinde zu ſchneiden, kömmt Alcimna, leiſe hinter ihm gehüpft; ſie dekt ihm die Augen mit beyden Händen.*)

ALCIMNA. Wer bin ich?

EVANDER. O Alcimna! O Geliebte!

ALCIMNA. Du triegſt dich.

EVANDER. Nein, ich triege mich nicht! wo bliebſt du ſo lange?

ALCIMNA. Wenn du dich nicht triegeſt, ſo küſſe mich. (*Sie läſst ihn; und ſie küſſen ſich.*)

ALCIMNA. O! wenn er mich nur nicht bis hieher verfolgt; mich hielte Milon, der Ziegen-Hirt, auf. Wie ſehr iſt ſeine Liebe mir zur Laſt!

EVANDER. Götter, da iſt er!

DRITTER AUFTRITT.

MILON, DIE VORIGEN.

MILON.

O DAS dacht ich, du werdeſt Evandern hier finden. Evander gewinnt in allem, im Ringen, im Wett-Lauf, im Singen, und bey den Mädchen. Evander! du haſt ſchon manch ſchönes Lamm gewonnen.

ALCIMNA. Das wiſſen wir ja ſchon.

MILON. Ich muſs des einfältigen Battus lachen, daſs er mit dir, dort bey der alten Eiche - -

ALCIMNA. Darüber haben wir ſchon lange ausgelacht. Aber - - was willſt du denn hier?

MILON. O ſey doch freundlich! Ein guter Blik von dir iſt - -

ALCIMNA. (*Lächelt ihn ſpöttiſch an.*) Da haſt du ihn; izt geh - -

MILON. So ſpöttiſch! Laſs mich dir nicht

ſo unwerth ſeyn; ich muſs dir ein Lied ſingen, das ich heute früh - -

ALCIMNA. Wenn ichs aber nicht hören will.

MILON. So ſing ichs doch.

ALCIMNA. So halt ich die Hände vor die Ohren.

MILON. Du magſt können was du willſt, Evander, ſo kannſt du mich doch im Flöten nicht übertreffen; ich hab' eine hier; dieſe da; ich habe ſie erſt vorgeſtern geſchnitten; die tönt fürtrefflich; ich habe ſchon zwey Ziegen darmit im Wetten gewonnen, und ich will dich gewiſs übertreffen; da höre! - -

EVANDER. Ich glaub es, ſo lang ichs nicht höre.

MILON. O! ich wette die beſte Ziege.

ALCIMNA. Und ich die ganze Heerde, daſs du der beſchwerlichſte Menſch biſt im ganzen Lande; wirſt du denn ewig ſchwazen? Du biſt wie ein Aſt voll Dörne, der ſich dem Vorübergehenden anhängt; du ſchleppeſt dich immer mit.

MILON. Ich glaube bald, ihr wollt allein ſeyn.

EVANDER. Du haſts langſam errathen.

MILON. So geh ich. (*Er geht ab, und*

kommt wieder.) Nun, ich habe noch was rechtes vergeſſen; ich muſs euch was erzehlen: Geſtern, die Sonne war ſchon im Meer, da gieng ich am Ufer, und - -

ALCIMNA. Iſts noch nicht zu Ende?

MILON. Zu End, eh' ich angefangen habe? Nun da ich am Geſtade war, da ſah ich Aſphalion, den Fiſcher; er hieng eben ſein Neze auf, der ſprach, er habe vor Sonnen-Untergang fünf groſſe Schiffe auf dem hohen Meer geſehen, und er glaube, ſie werden an unſerm Ufer landen, wenns nur nicht - -

ALCIMNA. Aber - - - ſie mögen immer an unſerm Ufer landen. Du vergiſſeſt ja immer zu gehen.

MILON. So ſeyd denn allein. (*Er geht*)

VIERTER AUFTRITT.

EVANDER, ALCIMNA.

ALCIMNA.

Iſt er auch gewiſs weg, der Schwazhafte? (*Sie ſieht ſich um.*) Ja; und ſollt' er auch hinter jenem Gebüſche noch horchen, was hinderts mich, mein Geliebter! dir's zu ſa-

gen, dafs nach deiner Gegenwart mich mehr verlangt hat, als die Zeifig zu ihren Jungen zurükverlangt, wenn ein muthwilliger Knab auf dem Felde fie fieng; er mag ihr liebkofen wie er will, fo fizt fie traurig da, und lauert wie fie entwifchen könne; fie flieht mit nicht begierigerer Eile ihren Jungen zu, als ich dir zuflog, da Milon mich auffieng, und ich ihm entwifchte.

EVANDER. O meine Geliebte! wie bin ich beglükt, dafs du fo mich liebft! Als ich hieher gieng, an jenem Rofen-Zaun vorbey, fiehe, da fand ich diefe Rofen, fo neben einander gewachfen, und Bruft an Bruft zugleich aufgeblühet. Vereint ftreuen fie die füffen Gerüche umher, vereint werden fie verwelken. Pflanze, meine Geliebte! pflanze diefs Bild unfrer Liebe vor deinen Bufen.

ALCIMNA. Ja, ich pflanze fie vor meinen Bufen; fieh! wie fchön fie ftehen. So blühe-ten wir neben einander auf.

EVANDER. So vereint wollen wir unfre Stunden leben; fie werden lieblich feyn wie Rofen-Gerüche.

ALCIMNA. So werden wir neben einander verblühen. Aber fage mir, haft du mich lang erwartet?

EVANDER. Nein; aber mir iſt, wenn ich dich nicht ſehe, jede Minute viel zu lang.

ALCIMNA. Ich war recht erſchroken, als ich, da ich dort bey jenen Buchen vorüber hüpfte, den Milon fand; er war mir ſo werth, wie die Hummeln den Bienen ſind. Er ſtand da mitten im Weg. Jedes Mädchen, ſprach er, das dieſe Straſſe gehen will, muſs mir hier einen Kuſs geben; ſo laſs mich doch gehen, ſprach ich unwillig, aber er hätte mich bis izt nicht gehen laſſen; ſieh, ſprach ich da, wem gehört wol jene weiſſe Kuh, die dort im Sumpf wattet? die hat ſich gewiſs verirret; und da er hinſah, da hüpft ich hinter ihm weg, und ich war ſchon weit, noch eh er den Betrug gemerkt hat; und da lief der beſchwerliche Menſch mir nach. Aber du ſteheſt ſo tiefſinnig da.

EVANDER. Ich?

ALCIMNA. Ja du, du ſtauneſt, als hätteſt du was zu ſagen, das du nicht gerne ſagen willſt. Mache mich nicht unruhig.

EVANDER. Ich--Ich weiſs nicht, ob ichs ſagen ſoll.

ALCIMNA. Ich werde unruhiger ſeyn, wenn ichs nicht weiſs.

EVANDER. Mich machen die Zögerungen,

die mein Vater immer den ſehnlichſten Wünſchen unſrer Liebe giebt, unruhig. Es ſcheint, als wich er es aus, mich allein zu ſehen, und wenn er mir nicht entwiſchen kann, und ich ihm von unſrer Liebe rede, dann ſcheint er beſtürzt, und antwortet mit abgebrochenen Reden.

ALCIMNA. Mir iſt bange; meine Mutter machts eben ſo.

EVANDER. Heute hat er von den Erſtlingen der fünf Bäume, die er gepflanzt hat, da ich den erſten Frühling erlebte, den Göttern geopfert; ich kam von ungefehr dahin, wo er opferte, und, um ſeine Andacht nicht zu ſtören, blieb ich im Gebüſche ſtehen, und da hört ich ihn ſo zu den Göttern beten: Ihr gutthätigen Götter! höret mein Gebet, und nehmet dieſs mein Opfer gnädig an. Seyd gnädig meinem Sohn, und laſst die wunderbaren Schikſale, die auf ihn warten, glüklich ſeyn! Er betete noch mehr, aber ein Wind machte die Blätter des Gebüſches rauſchen; und da verſtand ich nichts mehr.

ALCIMNA. Ich erſtaune; wie ſehr wünſch ich, daſs die Götter ſein Gebet erhören!

EVANDER. Was auch für Schikſale auf mich warten, die Götter geben, daſs es gute

find! ſo wird deine Liebe allein mich zum Glüklichſten machen.

ALCIMNA. O mein Geliebter! laſs traurige Gedanken uns nicht unruhig machen; laſs uns ein Unglük nicht trübe Stunden machen, das vielleicht nimmer kommen wird. Ermuntre dich, lache mich an. Höre, wir wollen das Lied ſingen, das wir ſo gegen einander ſingen.

EVANDER. Bey dir vergeſs ich jeden Gram. Fang an; du ſingeſt zuerſt.

ALCIMNA. Nun, ich fang an:

Was bin ich, mein Geliebter!
Was ohne dich?
Was ohne Thau und Sonne
Die Blüthen ſind.
Sie trauern da, und ſterben,
Der Frühling traurt;
Und Munterkeit und Freude
Fliehn von der Trift.

EVANDER.

Mir iſt, mir iſt die Liebe,
In deinem Arm,
Was Morgen-Thau und Sonne
Den Blüthen ſind:
Sie ſchmüken jede Staude,
Der Frühling lacht;

Und Munterkeit und Freude
Umhüpft die Trift.

BEYDE.

Ich will dich ewig lieben,
Das ſchwör' ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört, Nymphen, hört die Schwüre!
Ich ſchwör' es bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!

ALCIMNA.

Wie wenn der öde Winter
Mit Froſt und Schnee
Die kleine Biene traurig
Zur Zelle jagt;
Wie ſie da ſizt und trauert
Den Winter durch;
So traur ich, biſt du ferne,
Die Stunden durch.

EVANDER.

Wie wenn zu traur'gen Zellen
Die Sonne ſtralt,
Und dann, erwacht, die Biene
Zur Öffnung eilt;
Wie ſie des Frühlings Wonne
Entzüket ſieht,
So, ſeh' ich deine Wonne,
Bin ich entzükt.

BEYDE.

Dich will ich ewig lieben,
Das ſchwör' ich bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!
Hört, Nymphen, hört die Schwüre!
Ich ſchwör' es bey den Fluren,
Beym heil'gen Hain!

FÜNFTER AUFTRITT.

MILON, DIE VORIGEN.

MILON.

IHR habt das Lied fürtrefflich geſungen.

ALCIMNA. Wie! Du biſt ſchon wieder da? Oder du biſt niemals weggeweſen? Das wär' artig.

MILON. Ja, ich bin weggeweſen; nur hab ich das lezte Stük euers Lieds noch gehört.

ALCIMNA. Aber was willſt du denn, Ungeſtümer?

MILON. Ich komm aus Liebe zu dir zurük; ihr ſinget da, und ſagt euch tauſend Sachen, und merket nichts von allem, was um euch her geſchieht; hörtet ihr denn dieſs Gewimmel nicht?

EVANDER. Was denn?

MILON. Die Schiffe, von denen Aſphalion ſagte, haben wirklich gelandet.

ALCIMNA. Nun, und was geht uns das an?

MILON. Nichts, wenn ihr meiner nur ſpotten wollt.

EVANDER. So ſag nur.

MILON. Ich habe nichts zu ſagen.

ALCIMNA. Du biſt empfindlich; ſo ſag nur.

MILON. Sie ſind ans Ufer geſtiegen, und gerade neben dieſem Gebüſch, dort, unter den Linden-Bäumen, ſchlagen ſie Gezelte auf. Ich wollt's euch ſagen, damit ihr nicht überfallen werdet, wer weiſs was ſie hier wollen? ihr werdet hier nicht ſicher ſeyn.

ALCIMNA. Deine Sorgfalt iſt gut, Milon! wahrhaftig ich bin ganz erſchroken; laſs uns gehen.

ZWEYTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

In der Entfernung ſieht man Zelten unter den Bäumen.

PYRHUS, ARATES.

PYRHUS.

Wie, ſehr bin ich ungeduldig, meinen Sohn zu ſehen! Die Jahre der Gefahr ſind nun vorbey. Achtzehn Jahre, ſo befahl das Orakel, ſoll ich ihn unbekannt bey den Hirten laſſen. Und dieſs iſt nun der achtzehnte Frühling, ſeitdem ich ihn verſandt habe, ein junges Kind, ſchön, wie man die Liebes-Götter mahlt. Ich hoffe, an ihm einen Sohn zu finden, der die ſanften Eindrüke von Tugend und Billigkeit unverderbt behalten hat.

ARATES. Ich ſelbſt bin ungeduldig, unſern Prinzen zu ſehen. Wie ſehr ſind wir glüklich, wenn wir beyde unſre Kinder in erwünſchtem Zuſtand finden! Ich habe, du weiſst es, auf Eingeben eines Traumes, meine Tochter in dieſe Gegenden gebracht; es iſt

nun ſechszehn Jahre. Da ich, eh ich mit dir zu Schiffe gieng, meinen Haus-Göttern opferte, da gaben ſie mir ein zweytes Geſicht, das meinem Hauſe Freude vorher verkündigt.

PYRHUS. Die Götter geben, daſs alles beglükt ſey! Zwar, vielleicht wird er ungern dieſe Ruhe in dem Schooſſe der einfältigen Natur, und dieſe ſtillen Schatten verlaſſen. Die Eindrüke, die dieſe Anmuths-volle Gegend auf mich macht, ſind ſo lieblich, daſs es ſcheint, meine Seele empfind es, daſs der Aufenthalt bey der einfältigen ſchönen Natur unſerm Weſen der angemeſſenſte und zuträglichſte ſey; ſie empfindet hier dasjenige, was man empfindet, wenn man nach langer beſchwerlicher Entfernung den väterlichen Boden wieder findet.

ARATES. In der That, unſre Lebens-Art iſt ſo ſehr von der erſten Einfalt unterſchieden, und hat ſo viel fremdes an ſich genommen, daſs es wunderbare Eindrüke auf den machen muſs, der mit einmal in dieſelbe hineingeführt wird, und nicht, von ſeiner erſten Jugend an, jene edle Einfalt verkennen gelernt hat.

PYRHUS. Es iſt nun ſchon eine Stunde, daſs ich ihn erwarte; dort kömmt jemand

durchs Gebüſche, ein ſchöner Jüngling, ſo ſchön, daſs in mir der Wunſch entſteht, daſs der mein Sohn ſeyn möchte. Er kömmt gerade auf uns zu.

ZWEYTER AUFTRITT.

EVANDER, DIE VORIGEN.

EVANDER.

SEYD mir gegrüſst, meine Herren!

PYRHUS. Sey uns gegrüſst, junger Hirt! Führen dich Neugierde oder Geſchäfte zu uns?

EVANDER. Ja nun; es iſt uns immer etwas wunderbares, Leute aus den Städten zu ſehen. Aber ſagt mir, ihr Herren, ſeyd ihr nicht mit dem Fürſten aus Zirta hieher gekommen, der geſtern an unſerm Ufer gelandet hat?

ARATES. Ja.

PYRHUS. Gewiſs, du willſt deine ſchlechte Lebens-Art verlaſſen, und mit uns nach der Stadt gehen?

EVANDER. Ich? Ha! ha! Das laſs ich wol bleiben. Ich war als kleiner Knabe nur einmal in der Stadt, in Delphi. Ich war erſtaunt

über alles, was ich da ſah; aber ich möchte doch unſre ſchöne Gegend nicht an die Stadt vertauſchen, wo man ſo viele Straſſen vorbeylaufen muſs, um in das freye Feld zu ſehen.

PYRHUS. Du biſt einfältig, du wirſt dich leicht daran gewöhnen.

EVANDER. Ich würde mich ſchwerlich daran gewöhnen, unter Leuten zu wohnen, die ganz andre Sitten haben, als wir. Sie lachen über uns Leute, die ſo einfältig ſind; aber wir ſind doch immer eben ſo glüklich, wie ſie, ſie haben ſo viel Geſchäfte, um es zu ſeyn; wir nicht, wir ſind zufrieden mit dem, was wir haben; wir arbeiten geruhig unſer Feld, und pflegen unſre Heerden, und das lohnen ſie uns mit Überfluſs. Sie heiſſen unſern Überfluſs zwar Armuth, aber ſie ſind wunderlich. Nein, in die Stadt möchte ich wol nicht gern wieder gehen. Als ich da war, da ſtand ich da, und gafte die groſſen Häuſer an, die groſs ſind wie Berge; und doch ſind die Leute aus der Stadt meiſt kleiner, als wir ſind; da lachten die Leute meiner, die bey mir vorübergiengen; noch mehr, wenn ich ſie das und jenes fragte. Du junger Hirt, ſagte einer, kannſt du auch ſingen?

Ja, ſagt' ich, ich kann ſingen, und da hub ich mein beſtes Lied an, daſs es weit umher ertönte; da ſammelten ſie ſich um mich her, und ſpotteten meiner, und ich ſinge doch gut, das geſtehen mir alle Hirten. Auch die Mädchen da ſind unfreundlich; wenn ich ſie freundlich grüſste, dann giengen ſie bey mir vorüber, als ſähen ſie mich nicht; wie man bey einem Stein vorübergeht, der an der Straſſe ligt; und ſie ſind doch lange nicht ſo geſund und ſchön, wie unſre Mädchens ſind.

PYRHUS. Aber wenn du mich liebteſt, wie ich dich liebe, dann würdeſt du mir gerne folgen.

EVANDER. Ich liebte dich, ſobald ich dich ſah. Aber ſollt' ich meinen alten Vater, den ich auch liebe, Hülf-los zurüklaſſen, und mit dir nach der Stadt gehn? Mein Vater hat mit zärtlicher Sorgfalt meine Jugend gepflegt, ſollt' ich nicht mit dankbarer Sorgfalt ſein Alter pflegen? Bleibet ihr bey uns, ihr Herren, ihr ſollt das Beſte haben, das unſre Bäume und unſre Heerde geben. Aber ihr machet mich ſo vieles ſchwazen, und indeſs ſagt ihr mir nicht, wo ich den Fürſten finde.

ARATES. Aber ſag uns, was ſind deine Geſchäfte?

EVANDER. Mein Vater ſendet mich zu ihm, ich ſoll ihm dieſe Früchte bringen; ich muſste ſie von den Bäumen brechen, die er vor achtzehn Jahren gepflanzt hat! in dem Frühling, ſagt' er, da ich ein Jahr alt war. Sie ſind reif, und ſüſs wie Honig. Wo werd' ich ihn finden?

PYRHUS. Götter! So alt iſt mein Sohn! Sein Pflege-Vater müſste die Bäume gepflanzt haben in eben dem Frühling, da ihm das Kind übergeben ward. Arates! o wenn er es ſelbſt wäre!

ARATES. Deine Muthmaſſung hat Wahrſcheinlichkeit. Welch andrer Hirt ſollte dir Früchte ſenden?

EVANDER. Aber ſagt mir doch endlich einmal, wo ich den Fürſten finde. Ich muſs gehen, ich habe noch vieles zu thun bey der Heerde und im Baum-Garten, und mein Mädchen erwartet mich am Bach'.

PYRHUS. So wiſſe denn, Jüngling! daſs ich es bin, den du ſucheſt.

EVANDER. Du biſt der Fürſt aus Kriſſa?

PYRHUS. Ja, ich bin es ſelbſt; aber wo iſt dein Vater, und wie heiſst er?

EVANDER. Mein Vater wohnt dort hinter'm Hain', und heifst Lamon.

PYRHUS. (*Zum Arates*) O mein Freund! Ich kann mich kaum enthalten, ihn zu umarmen. Auch der Name ſeines Vaters trifft ein.

ARATES. Bald zweifle ich ſelbſt nicht mehr.

EVANDER. Ha! Da kömmt mein Vater ſelbſt.

DRITTER AUFTRITT.

LAMON, EIN BEDIENTER DES PYRHUS, DIE VORIGEN.

BEDIENTER. (*Zum Pyrhus.*)

MEIN Herr! das iſt der Mann, dem vor achtzehn Jahren dein Sohn anvertraut worden.

PYRHUS. So ſeyd ihr es, mein Freund, dem vor achtzehn Jahren ein junges Kind übergeben worden?

LAMON. Ja, mein Herr! Ich bin's; und dieſer Jüngling iſt es, der euch die Früchte überbracht hat. Sie ſind von den Bäumen, die ich in dem Frühling' gepflanzt habe, da mir das Kind übergeben ward; und das iſt die verſchloſſene Schrift, die man mir mit ihm übergab.

EVANDER. Götter, was hör' ich!

PYRHUS. Es iſt untrüglich wahr, umarme mich, du biſt mein Sohn! umarme deinen glüklichen Vater. (*Sie umarmen ſich.*)

EVANDER. Sey mir geſegnet, mein Vater!

PYRHUS. Ja, ich bin dein Vater! auf Befehl der Götter hab' ich dich, als kleines Kind, aus meinen väterlichen Armen verſandt, und dieſem Mann deine zarte Jugend vertraut.

EVANDER. (*Zum Lamon.*) Und, du biſt mein Vater nicht! O! ich werde dennoch Vater dich nennen, dich, der mich ſo zärtlich geliebt hat.

PYRHUS. Habt Dank ihr Götter! daſs ihr meinen Sohn ſo gnädig erhalten, ſo gütig mir wieder geſchenkt habt! Du mein Freund, wie werd' ich deine zärtliche Sorge für ihn dir belohnen können?

LAMON. Den Göttern ſey's gedankt, die alles ſo zum Glüke leiten; meine Sorge für ihn wird mir belohnt ſeyn, wenn er mich immer liebt, und wenn er glüklich iſt. Ich bedarf nichts von allem, das du mir geben könnteſt.

PYRHUS. Glükliche Leute, die ſo wenig bedörfen! Aber, Arates! ich will meine

Freude nicht zu lange genieſſen, ohne dafür den Göttern zu danken; laſs uns eilen, ihnen ein Opfer zu bereiten. Du mein Sohn! bald, bald werd' ich dich wieder ſehn; bleibe hier; mein begieriges Gefolge wird kommen, ihren gefundenen Prinzen zu ſehn.

VIERTER AUFTRITT.

EVANDER, EIN JUNGER HERR.

EVANDER.

Götter! das iſt wunderbar, ich weiſs nicht, ob ich wache oder träume, ich bin ganz verwirrt. Am liebſten möcht ich wol zu meiner Alcimna gehn, und ihr ſagen, was mit mir vorgegangen iſt. Allein, ha! da kömmt ſchon jemand. Wer iſt der, der ſo zu mir herhüpft?

JUNGER HERR. Erlaube, mein Prinz! mit dem feurigſten Eifer dir meine Freude zu bezeugen.

EVANDER. Was freut dich ſo ſehr, mein Freund?

JUNGER HERR. Daſs endlich der ſtrenge Wille des Orakels erfüllt iſt, und du aus der niedrigen, gleichförmigen, ekelhaften Lebens-Art erlöſt wirſt, in der du durch ein

zu ſtrenges Schikſal deine erſte Jugend verlohren haſt.

EVANDER. Den Göttern ſeys gedankt, die es ſo gefügt haben. Ich werde die Anmuth meiner jugendlichen Tage nimmer vergeſſen. Dieſe angenehmen Geſchäfte! Dieſe unſchuldigen Freuden!

JUNGER HERR. Unſchuldige Freuden! Ha! ha! ha! O Prinz! du weiſst noch nicht, was Freuden ſind. Komm in die feinere Welt, da wirſt du ſie finden. O! ich würd es den Göttern nicht danken, wenn ſie mich ſo zu den Hirten verweiſen wollten.

EVANDER. Der Aufenthalt in dieſen angenehmen Gegenden iſt dir alſo ſehr verächtlich?

JUNGER HERR. In ausgeſuchter Geſellſchaft mag es da wol angehen!

EVANDER. Die ſchöne abwechſelnde Natur macht dir alſo keine Freude?

JUNGER HERR. Die mag angenehm ſeyn, wenn man keine beſſern kennt.

EVANDER. Wenn das Morgen-Roth, die ſchöne Gegend erhellet, und dann jede Pflanze, jeder Vogel neues Leben gewinnt, da empfindeſt du keine Freude?

JUNGER HERR. O das Morgen-Roth! das hab ich noch niemals geſehen.

EVANDER. Dich wird kein Hirt um deine Freuden beneiden.

JUNGER HERR. Das glaub ich wol, sie sind für die feinen Freuden nicht gemacht.

EVANDER. Aber sag mir noch: Wer bist du?

JUNGER HERR. Ich bin ein junger Herr vom Hofe.

EVANDER. Und was sind deine Geschäfte da?

JUNGER HERR. (*Für sich.*) Ich glaube, er meynt, man müsse wenigstens hinterm Pflug gehn. (*Zu Evandern.*) Meine Geschäfte! sind prächtige Kleider, Gastereyen, Tanzen, Erfindung neuer Freuden, beständige Besuche bey unsern Schönen, - -

EVANDER. Sonst nichts?

JUNGER HERR. Sonst nichts, Götter! Was sollt' ich auch sonst zu thun haben?

EVANDER. Wir hier, wir sind einfältig; wir heissen Geschäfte, das, womit wir uns oder andern nuzen; und auch diese geben uns Zufriedenheit und Freude; wir lieben die nüzliche Biene mehr, als den Schmetterling; er mag auch noch so schön gepuzt seyn.

JUNGER HERR. (*Für sich.*) Götter! wie niedrig denkt unser Prinz! wie riecht er nach

der Heerde! (*Zu Evandern.*) Leute von niedrer Art mögen ſich ihr Leben immer ſauer werden laſſen; wir Leute von Stand genieſſen unſer Leben. Beſtändige Abwechslungen laſſen dergleichen ſchwerfälligen Betrachtungen keinen Zutritt. Es mögen ſich andre bey den öffentlichen Spielen ihre Glieder verrenken, und auf der Renn-Bahn ihr Leben wilden Pferden anvertrauen; Leute von meiner Lebens-Art lieben ihren Leib mehr. Wir haben das Vorrecht, daſs unſer Leben ein angenehmes Müſſig-ſeyn iſt. Wir flattern von einer Freude zur andern, und von einer Schönen zur andern. Ich habe unſre Schönen ſchon alle in meinem Neze gehabt, und keine hat mich treu behalten können.

EVANDER. So müſſen ſie alle häſslich, oder du muſt ſo unempfindlich ſeyn, wie die Pflanzen im Winter.

JUNGER HERR. Nichts weniger als das. Sie ſind ſchön wie die Gratien, und ich, ich bin zu empfindlich für alle Reize, als daſs ich ein Mädchen allein lieben könnte. Dieſe Treue iſt in der feinen Welt ein lächerlich Ding; immer für das gleiche Mädchen zu ſeufzen -- Ha! ha! ha! Ich war vor verſchiedenen Jah-

ren einmal so verliebt, aber ich weiss izt diese lächerliche Leidenschaft zu überwinden. Das Mädchen war auch schön wie die Venus. Beym Jupiter! ich habe sie auch ein ganzes Jahr lang geliebet. Ha! ha! ha!

EVANDER. O einfältiger Mensch! wisse dich immer gross mit deiner Kunst, das beste Glük, das die Götter uns gewähren, aus deinem Herzen zu verbannen, und dich selbst um die besten Freuden zu betriegen. Du könntest dich eben so leicht bereden, die süsse Birne sey bitter, und die Rose gebe widrige Gerüche.

JUNGER HERR. Du wirst, mein Prinz! diese wunderliche Denk-Art bald selbst lächerlich finden, die eine so niedrige Erziehung dir gab.

EVANDER. Das wollen die Götter verhüten! Eh wird der Apfel-Baum zum unnüzen Dorn-Gebüsch werden.

JUNGER HERR. Ich muss gehen, mein Prinz! lass mich dir empfohlen seyn.

EVANDER. Du magst immer gehen; deine Reden gefallen mir nicht.

JUNGER HERR. (*Indem er weggeht*) O Götter! wie er lächerlich ist! wie einfältig! Schade, dass man ihn der Heerd' entzieht!

FÜNFTER AUFTRITT.

EVANDER, EIN OFFICIER VON DER LEIBWACHE DES FÜRSTEN.

EVANDER.

Ist dieser lächerliche Mensch weg? Ich will diesen da fragen, wer es ist, der so bewaffnet dahergeht. Wer bist du, mein Freund! mit so fürchterlichem Aussehen? Was soll der Speer in deiner Hand, und was ist das an deiner Seite?

OFFICIER. Mein Schwerdt, Prinz!

EVANDER. Aber wozu schleppest du so fürchterliches Geräthe bey dir, in der Zeit der Freude? Ich würde des Mannes lachen, der den ganzen ruhigen Winter alles sein Geräthe herumschleppen wollte, das er im Sommer seinen Garten und sein Feld zu bauen braucht.

OFFICIER. Ich bin der erste von der Leib-Wache des Fürsten, deines Vaters.

EVANDER. Sind denn viele so, und immer mer mit solchem Geräthe versehen?

OFFICIER. Ja, es sind viele, und immer mit solchem Geräthe versehen. Ha! ha!-- Du must mir verzeihen, ich muss lachen.

EVANDER. Ihr müſst alſo in einem wilden gefährlichen Land wohnen.

OFFICIER. Warum, mein Prinz?

EVANDER. Darum, weil ihr immer ſo auf eurer Hut ſeyn müſst. Ihr werdet viel Wölfe und andre reiſſende Thiere da haben; bey uns haben wir dieſe Sorgfalt nicht nöthig, es iſt nur ſelten, daſs ſie unſre Heerden beſchädigen; ſo ein Land iſt für die Heerden nicht gut.

OFFICIER. Wir leben in einem Land, wo man dergleichen Thiere nur dem Namen nach kennt.

EVANDER. Ihr ſeyd alſo ſehr ſorgfältig, daſs ihr ſo ohne Noth euern Fürſten bewachet.

OFFICIER. Ja, das iſt auch nicht ohne Noth, Prinz! Es hat ſchon mancher Fürſt durch ſein eigen Volk ſein Leben verlohren. Wir müſſen das Volk in Furcht behalten, daſs es nicht in allgemeinem Aufruhr gegen ſeinen Fürſten aufſteht.

EVANDER. Aber das muſs ein böſes Volk ſeyn, bey dem ich nicht leben möchte. Iſts nicht ſo, wie wenn man den Vater gegen ſeine eigenen Kinder ſchüzen müſste? Oder giebt es vielleicht ſo böſe Fürſten, daſs ſie ihr Volk zu ſolchem Zorn aufreizen?

OFFICIER. Freylich, und was hat das Volk auch da zu ſagen? Es ſind viele Fürſten, die keine andern Geſeze als ihren eigenen Willen und ihre Leidenſchaften haben; die mit dem Volk und mit ſeinem Vermögen ſo umgehen, daſs es endlich, zur Raſerey gebracht, frech genug iſt, ſeinen Fürſten umzubringen.

EVANDER. O Götter! in was für ein Land wollt ihr mich führen! Und ihr ſeyd alſo diejenigen, die, wenn ein Fürſt böſe iſt, das geplagte Volk in Furcht erhalten? Mir ſchauert; ich verſteh die abſcheuliche Sache nicht. Es iſt alſo, wie wenn ein wütender Wolf unſre Heerden würde anfallen, und es wären Leute da, die ſich anmaſsten, diejenigen abzuhalten, die das Ihrige retten wollten. Aber mein Vater wird euch doch nicht darum bey ſich haben.

OFFICIER. Nein; aber wir ſind auch nicht allein darum da. Wenn ein Fürſt ſein Land erweitern will, dann ziehen wir in das benachbarte Land; dann kommen eben ſo viele oder noch mehr eben ſo bewaffnete Männer; man ſteht in guter Ordnung gegen einander, und ſchlägt todt, ſo viel man kann; wer am tapferſten geweſen iſt - - -

EVANDER. Um Erlaubnifs! Wer find die tapferften? Wen nennt ihr fo?

OFFICIER. (*Für fich.*) Götter! Ich mufs lachen; ich mufs wie mit einem Kind mit ihm reden; er weifs auch gar nicht, was grofs und herrlich ift. (*Zum Prinz.*) Wer am meiften Feinde getödtet hat; wer am meiften dem Feind hat Abbruch thun können, deffen Bild wird dann zum rühmlichen Denkmal in Erz gegoffen, oder in Marmor gehauen.

EVANDER. Das ift abfcheulich. O! ich mag weiter nichts wiffen; mir fchauert! nur eins noch; mein Vater ift doch fo grauſam nicht?

OFFICIER. Nein, er ift kein kriegerifcher Fürft; unter ihm ift bey unferm Ehren-vollen Stand wenig Ruhm zu gewinnen.

EVANDER. Und du beklagft es noch? O Götter! Ruhm und Ehre erlangt man, wenn man beleidigte Menfchen erwürgt; bey uns würde man denjenigen verabfcheuen, der feinen Nachbar auf feinem Felde überfiele, um das für fich zu haben; und das ift doch gegen jenem ein kleines.

OFFICIER. Ja, im Kleinen geht das auch nicht an; fo einer mufs ohne Gnade aufgehangen werden.

EVANDER. O ich verlaffe dich! was du

mir da ſagſt, erfüllt mich mit Abſcheu; ich will niemand mehr fragen, niemand mehr ſehen. Aber, Götter! da ſteht ſchon wieder ein andrer.

SECHSTER AUFTRITT.

EVANDER, EIN ANDRER VOM HOFE.

DER ANDRE.

ERLAUBE, gnädigſter Prinz! (*Er wirft ſich vor ihm auf die Erde.*)

EVANDER. Das iſt ein wunderlicher Menſch. Was willſt du? Sucheſt du was Verlohrnes hier auf der Erde?

DER ANDRE. Nein, mein Prinz! erlaube mir dieſe Demüthigung vor dir, und - - -

EVANDER. Das iſt wunderlich; ſo hat mein freundlicher Hund ſich geberdet, wenn er mich lange nicht geſehen hat. Aber warum thuſt du das?

DER ANDRE. Um deiner Huld mich zu empfehlen, und dir zu ſagen, daſs ich von deinen getreueſten Sclaven ſey.

EVANDER. Ein Sclave! Ich habe Mitleiden mit dir; durch was für ein Unglük biſt du in dieſs Elend gerathen? Wie ich gehört habe,

ſo iſt das das elendeſte Schikſal, in das die Menſchen kommen können.

DER ANDRE. Mein Prinz! Ich bin keiner von jenen elenden Sclaven, die durch Unglük oder Verbrechen ihre Freyheit verloh-ren haben. Es iſt meine eigene Wahl; aus Ehr-Furcht für dich opfre ich meine Freyheit deinem gnädigen Willen auf; ich werde nur glüklich ſeyn, wenn - - -

EVANDER. Was ich aus deinen wunderlichen Reden verſtehe, ſo dünkts mich, du ſeyeſt ein verächtlicher Narr. Was das für Leute ſind! Ich bin ganz verwirrt; ich wünſche, daſs das alles ein Traum ſey! Da iſt einer von Ehr-würdigem Anſehen; o ſage mir, Freund! ob ich wache oder träume? Ehrwürdiger Mann! an dir werd' ich doch einen vernünftigen Menſchen finden.

SIEBENTER AUFTRITT.

EVANDER, EIN GELEHRTER.

GELEHRTER.

Du betriegeſt dich nicht, Prinz! Bey mir findeſt du den Schlüſſel zu jeder Wiſſenſchaft. Wer ſich meines Unterrichts bedient, der

wird gelehrt und Ehren-werther als ein König ſeyn.

EVANDER. Wie ſehr erfreu ich mich, dich gefunden zu haben! Du kenneſt alſo auch die Wiſſenſchaft, wie man das Feld bauen ſoll, und die Pflege der Pflanzen?

GELEHRTER. Nein.

EVANDER. Wie die Heerden ſollen gewartet, und ihre Krankheiten geheilet werden?

GELEHRTER. Auch das nicht.

EVANDER. Du kenneſt alſo auch nicht die heilſame Wirkung der Kräuter?

GELEHRTER. Nein.

EVANDER. Vielleicht ſind die Muſen dir beſonders gewogen, und du dichteſt ſchöne Geſänge, die das Gemüth der Menſchen erquiken?

GELEHRTER. Wie! Ich ſollte ein Poet ſeyn? Götter! Das iſt das lächerlichſte Geſchlecht unter den Menſchen!

EVANDER. Das iſt wunderbar! So kennſt du der Menſchen Thun und Laſſen, und was ihnen gut iſt, wenn ſie ſollen glüklich ſeyn?

GELEHRTER. Ich habe mich niemals mit Kleinigkeiten beſchäftigt.

EVANDER. Was weiſſeſt du denn, das beſſer iſt, als dieſes alles?

GELEHRTER. Ich rechne den Sternen ihren Lauf aus; ich kenne Sprachen, die entfernte Nationen reden; ich habe berechnet, wie viele Sand-Körner auf einer Meile Landes liegen, und hab' erſt vor kurzem noch einen neuen Flek im Mond entdekt, den Endymion ſelbſt nicht gekannt hat.

EVANDER. O ihr Götter! Nun will ich entfliehen! O laſst mich! laſst mich! Ich werde mich Tage lang nicht wieder von meiner Verwirrung erholen.

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

CHLOE, ALCIMNA, EIN BEDIENTER DES ARATES.

ALCIMNA.

Sieh, Mutter! da ſind die Gezelte. Mir iſt recht bang, zu ſolchen Leuten zu gehn.

CHLOE. Ja, da ſind wir; faſſe nur Muth; die Herren aus der Stadt ſind freundlich mit den Mädchen.

ALCIMNA. Eben darum.

BEDIENTER. Bleibet nur hier; ich will zu meinem Herrn ins Gezelt gehn und eure Ankunft melden. (*Er geht.*)

ALCIMNA. Aber, mein Kranz ſteht doch recht? Du lieſſeſt mir nicht einmal Zeit, einen friſchen zu flechten, oder in der Quelle zu ſehen, ob er gut ſteht. Die Herren werden ſagen, ich ſey---

CHLOE. Ich muſs lachen. Es iſt doch den Mädchen wie angebohren, daſs ſie allem gefallen wollen, was nur Augen hat.

ALCIMNA. Nun, ja, wenn ich nur meinem Hirten gefalle. Aber ſage mir - - -

CHLOE. Ja, mein Kind! er ſteht dir ganz gut.

ALCIMNA. Aber, was haben wir auch hier zu thun, ſage mir? Ich wollte, daſs es ſchon geſchehen wäre.

CHLOE. Du wirſt hier Sachen vernehmen, die dich in Erſtaunen ſezen, mein liebes Kind! Du wirſt dieſe Gegenden und meine Hütte bald verlaſſen.

ALCIMNA. O Götter! Das werd ich nicht; wie du mir bang machſt!

CHLOE. Du wirſt mit dieſen Herren nach der Stadt gehen, mein Kind!

ALCIMNA. Das werd ich nicht. Laſs mich fliehen, ich will an dem wildeſten Ort mich vor dieſen Leuten verbergen; komm, eh jemand kömmt, oder ich entfliehe allein.

CHLOE. So warte doch.

ALCIMNA. Um der Götter willen! laſs mich!

CHLOE. So höre doch, was ich dir zu ſagen habe: Du wirſt hier deinen wahren Vater finden.

ALCIMNA. Wie? meinen Vater finden!

CHLOE. Ja. Ich bin deine Mutter nicht, wenn ich dich gleich mehr liebe, als wenn du mein eigen Kind wäreſt.

ALCIMNA. Und du kannſt ſo grauſam ſeyn, und das ſagen!

CHLOE. Ich bins nicht, mein Kind! Du biſt von hohem Hauſe aus der Stadt. Es iſt nun ſechszehn Jahre, daſs eben der Mann, der uns hieher führte, dich zu mir gebracht hat, weil ein Traum es deinem Vater befohlen hat; izt iſt er hier, um dich abzuholen.

ALCIMNA. Götter! wie ſezeſt du mich in Erſtaunen, ich bin ganz verwirrt; aber es muſs wahr ſeyn; warum ſollteſt du ein ſo wunderliches Spiel mit mir haben? Wenn dieſs alles ſo iſt, ſo muſst doch du und Evander mit nach der Stadt gehen. Nicht wahr, ihr gehet mit? Sonſt werd ich nicht gehen! Gewiſs nicht! Sieh, dort kommt jemand aus jenem Gezelt, ein Herr in glänzendem Kleide. Wie er ſo freundlich iſt! Mein Herz pocht. Wenn einer hier mein Vater ſeyn ſoll, ſo wünſch ich, daſs es dieſer ſey.

ZWEYTER AUFTRITT.

ARATES, BEDIENTER, zwo AUFWÄRTERINNEN, die VORIGEN.

ARATES. (*Indem er aus dem Gezelt geht.*)

Du, mein Getreuer! ſollſt ſo wichtige Dienſte nicht umſonſt gethan haben. Es iſt alſo gewiſs das Weib, der du das Kind übergabeſt.

BEDIENTER. Ganz gewiſs, mein Herr! Ich hätte noch ihre Geſichts-Züge gekannt, wenn ſie mir auch den Ring nicht mehr hätte aufweiſen können, den ich dir übergeben habe. Auch iſt deine Tochter ſo liebens-würdig, daſs du ſie gern dafür erkennen wirſt. Dort ſteht ſie.

ARATES. (*Geht auf ſie zu.*) Seyd mir gegrüſst, o ſey mir gegrüſst, meine Tochter! beſtes Geſchenke der Götter! Umarme mich, geliebtes Kind!

ALCIMNA. Du biſt mein Vater! das ſagt mir mein aufwallendes Herz.

ARATES. Ich glüklicher Vater! O welche Freude!

ALCIMNA. O mein Vater!

ARATES. Den Göttern ſey's gedankt, die

alles ſo zum glüklichen Ende leiten! O geliebtes Weib! wie wol war deine Sorge angewandt!

CHLOE. Mein Herr! Die Götter haben meine Mühe geſegnet; ich übergebe dir die liebens-würdigſte Tochter.

ARATES. O wie die Unſchuld der Sitten und des Herzens ſo ſchön iſt! Weib! deine Sorge ſoll nicht unbelohnt bleiben. Noch einmal, umarme mich, geliebtes Kind!

ALCIMNA. Ich umarme dich, geliebter Vater!

ARATES. Chloe mag izt zu Hauſe ihre Geſchäfte beſorgen, bis ich ſie wieder rufen laſſe; ich eile zum Fürſten, ihm meine Freude zu ſagen. Indeſs, mein Kind! bleibe du bey dieſen, die ich zu deiner Bedienung mitgenommen habe; ich werde dich bald in unſerm Gezelt wieder finden.

CHLOE. Lebe wol, meine Tochter! Ich werde dich immer ſo nennen. Ich will izt nach meiner Hütte gehen.

ALCIMNA. Lebe wol, meine Mutter! Aber verlaſs mich nicht für lange. Nicht wahr, du kömmſt bald wieder zurük?

CHLOE. Ich werde nur meine wenigen Geſchäfte beſorgen---

DRITTER AUFTRITT.

ALCIMNA, zwo AUFWÄRTERINNEN.

ERSTE AUFWÄRTERIN.

Wie find wir glüklich, dafs wir es find, die man zu deinen Dienften beftimmt hat!

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Ja wahrhaftig glüklich, wenn du uns mit deiner Gewogenheit ehreft.

ALCIMNA. Ihr feyd fehr gutherzig, dafs ihr mir fo fehr gewogen feyd, da ihr mich doch nur den Augenblik zum erftenmal fehet, ihr Jungfern!

ERSTE AUFWÄRTERIN. Wir find ganz allein zu deinen Befehlen da; dazu hat dein gütiger Vater uns beftimmt.

ALCIMNA. Aber wenn ich auch alles ausdächte, fo wüfst' ich doch izt nichts zu befehlen. Wie kann einer Perfon fo viel fehlen, dafs zwo nur dafür bey ihr feyn müfsen, um ihr zu gehorchen? entweder müffen die gar nichts zu thun haben, als fie anzugaffen, oder die andre mufs fehr unruhig und wunderlich feyn.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Ein vornehmes

Frauenzimmer mufs fich niemals als nur mit Artigkeiten befchäftigen; das übrige kömmt immer uns zu. Dein Blik befiehlt, und wir fliegen; es giebt immer taufend Kleinigkeiten, die man zu befehlen hat.

ALCIMNA. Das begreif ich nicht. Ich mufs lachen. Das wäre fo, wie wenn ich ein Veilchen haben wollte, das ich neben mir blühen fähe, und, ftatt es mit kleiner Mühe felbft zu brechen, müfst' es meine Gefpielin thun.

ERSTE AUFWÄRTERIN. Ja fo ifts, und wenn das Veilchen auch noch fo nahe wäre.

ALCIMNA. So unverfchämt und fo träge kann ich nimmer feyn.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Erlaube, dafs ichs dir fage; du mufst die einfältigen Sitten an die Sitten der Höfe vertaufchen. Ein Frauenzimmer von Stande mufs feinem Stande gemäfs leben. Fürhin werden wir dich nimmer verlaffen, um dir Lehren zu geben.

ALCIMNA. Aber - - - mir däucht, die einfältigen Sitten, fo wie wir fie hier haben, find darum bequemer und darum auch beffer, weil fie fich von felbft geben, und nicht fo mühfam müffen gelernt werden, wie wenn man einen Vogel einen fremden Gefang leh-

ren will. Sagt mir noch was von den Sitten der Stadt; ich fürcht', ich fürchte, ſie werden mir ſehr beſchwerlich ſeyn.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Am Morgen, wenn du erwacheſt, und das iſt, wenn der Mittag kömmt --- (ein Frauenzimmer von Stande erwacht nicht mit den Handwerks-Leuten---)

ALCIMNA. Wenn der Mittag kömmt? Ich ſollte alſo den muntern Morgen-Geſang der Vögel nicht mehr hören, und die Sonne nicht mehr aufgehen ſehn? das wäre mir artig!

ERSTE AUFWÄRTERIN. O! das ſind Kleinigkeiten, über die vornehme Leute lachen.

ALCIMNA. Das iſt närriſch geredet, ihr Jungfern! Das wird mir eine artige Lebens-Art ſeyn, wenn ſie ſich ſchon ſo ſchön anfängt. Nun weiters.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Darnach werden wir beyde da ſeyn, und dich ankleiden; und das muſs Anſtands halber mehr als eine Stunde dauern; und du wendeſt denn das übrige des Vormittags an zum Ausbeſſern.

ALCIMNA. So muſs mir das eine wunderliche Kleidung ſeyn, wenn ich zwo Gehülfinnen haben muſs, um in einer Stunde nicht fertig zu werden. So wie ich hier bin, bin

ich doch ſo reinlich und ſo gut gekleidet, als irgend ein Mädchen auf dieſer Trift; und ich habe mir doch alle Morgen in der Quelle mein Geſicht gewaſchen, die Haare aufgebunden, und friſch aufgeblühete Blumen vor den Buſen und in die Haare gepflanzt; und doch war ich allemal fertig, wenn die Sonne kam.

ERSTE AUFWÄRTERIN. Das ſteht den Mädchens vom Lande gut.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Nach dieſem wirſt du Beſuche annehmen; wenn du nach der Stadt kömmſt, wirſt du das Geſpräch aller Geſellſchaften ſeyn; die ganze Jugend des Hofes wird ſich zudrängen, die neu Angekommene zu ſehen; man wird dir tauſend Luſtbarkeiten anbieten, Muſic, Tanz, Gaſtereyen, alles, alles was die Wolluſt erfinden kann.

ALCIMNA. Nun, die Leute ſind ſehr gefällig; aber ſie werden mir doch zur Laſt ſeyn, wenn ich immer ſoll was ſie wollen, und nicht kann was ich will.

ERSTE AUFWÄRTERIN. Deine Schönheit wird eine Menge Liebhaber anloken; da, bemerke das, muſst du, gegen alle gefällig, keinen zu viel hoffen laſſen; je mehr

ſchmachtende Liebhaber ein Frauenzimmer hat, je beneidens-werther iſt ſie. Bedenke, wie ſchmeichelhaft das iſt, wenn einer den andern an Wiz, Pracht und Eifer, dir Vergnügen zu machen, zu übertreffen ſucht. Das ſind für eine Schöne die beneidens-würdigſten Tage.

ALCIMNA. O! Für mich werden ſie es nicht ſeyn; nein, gewiſs nicht!

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Warum? Das dünkt dich nicht angenehm, von allen jungen Herren angebetet, und von allen Schönen beneidet zu ſeyn?

ALCIMNA. Nein, das dünkt mich nichts weniger als angenehm, weil ich mich nicht verſtellen kann, und mich nicht verſtellen will; weil ich niemanden kann glauben laſſen, ich ſey ihm gewogen, dem ich doch nicht gewogen bin; und weil mir die ſchmachtenden Herren alle zur Laſt ſeyn werden, weil ich keinen andern lieben kann, als den ich würklich liebe.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Wie! du liebeſt ſchon?

ALCIMNA. Ja, ja, ich ſcheue mich nicht, es zu geſtehen; einen Hirten lieb ich, den lieb ich ohne Verſtellung über alles, und er

liebet michauch über alles. Er iſt ſchön wie die aufgehende Sonne, und angenehm wie der Frühling. Wie er, ſingt kaum die Nachtigal - -

ERSTE AUFWÄRTERIN. Ha! ha! ha! Verzeihe, wir müſſen lachen; verzeihe, gnädige Gebieterin! du wirſt nicht lange in der Stadt ſeyn, um einen Hirten zu vergeſſen. Du wirſt, ich wette, in kurzem über dich ſelbſt lachen, wenn du die muntre Jugend der Stadt erſt geſehen haſt, ihren Wiz, ihre Artigkeit. O wie leicht wird es dir ſeyn, einen einfältigen Hirten zu vergeſſen! Ihm wird der Verluſt nimmer erſezt werden; wie wird er in einfältigen Tönen den Bäumen ſeine Schmerzen klagen!

ALCIMMA. Lachet nicht; ich beſchwör euch! Eh ich ihn vergeſſe, werd ich mein ſelbſt vergeſſen. Weg mit euern unerträglichen Artigkeiten! Ihn werd ich lieben, ihn allein. Ja, du Geliebter! eh ſollen dieſe Bäume verderben, ehe die Wieſen verdorren, eh ſoll dein erquikendes Licht erlöſchen, du Sonne! eh ich ihm ungetreu werde. Ja, du Geliebter! ich ſchwör es dir - -

ERSTE AUFWÄRTERIN. Schwöre nicht; dein Vater wird nicht zugeben, daſs du deine edle Geburt ſo verſchmäheſt.

ALCIMNA. (*Zornig.*) Was iſt das! Edle Geburt? Iſt nicht jede ehrliche Geburt edel? O! ich verſteh eure wizigen Lehren nicht, die ſo wenig natürlich ſind; und ich will ſie auch nie verſtehen. Mein Vater! ich weiſs es, er iſt billiger; er wird nicht wollen, daſs ich verlaſſe was ich am meiſten liebe, und liebe was ich haſſe. Mit Unwillen verlaſs ich euch, ihr ſtillen Schatten! angenehme Gegenden! angenehme, unſchuldige Geſchäfte! euch an jenes Gewimmel zu vertauſchen; aber ich verlaſs euch, einem geliebten Vater zu folgen. Er wird mich hier nicht geſucht haben, um mich unglüklich zu machen; und das würd ich ſeyn; unausſprechlich müſst ichs ſeyn, wenn er von dir mich trennen wollte, den ich unendlich liebe. O! macht mir nicht bange, meine Freundinnen! Nicht wahr, er wirds nicht thun?

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. (*Bey Seite.*) Sie wird nicht wollen mit nach der Stadt gehen, wenn man ihr alle Hoffnung raubt; ſie iſt zu ſehr verliebt, das gute Kind! (*Zu Alcimna.*) Dein Vater war immer gütig; ich hoff' es ſelbſt.

ALCIMNA. Ich hoff' es nicht nur, ich glaub es; wenn ich ihn ſehe, dann will ich mit

Thränen ihn umarmen, ich will ſo feſt ihn umſchlingen, wie das Epheu den Stamm umwindet; dann will ich ihn flehen und weinen, und gewiſs -- Doch laſst mich gehn; mein Hirt wird recht ungeduldig ſeyn, daſs ich ſo lange nicht komme.

ERSTE AUFWÄRTERIN. Aber erlaube; du wirſt ihn izt noch nicht ſehen können.

ALCIMNA. Wie! Noch nicht ſehen können?

ERSTE AUFWÄRTERIN. Nein.

ALCIMNA. O laſst mich doch! Warum ſollt ich ihn nicht ſehen können?

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Wir haben Befehl, dich in dein Gezelt zu führen, um dir deinem Stande geziemende Kleider anzuziehen.

ALCIMNA. Aber das wird mich zu lange aufhalten; ihr müſst mir verſprechen, daſs es keine Stunde dauern ſoll.

ZWEYTE AUFWÄRTERIN. Nur wenige Augenblike.

ALCIMNA. Nun denn, geſchwind! oder --

VIERTER AUFTRITT.

EVANDER. (*In fürſtlichem Kleide.*)

Wie ſehr werd ich aller Orten aufgehalten; was das für ein unruhiges Gewimmel iſt! Wie lang iſt es ſchon, daſs ich meine Alcimna nicht geſehen habe! Schon iſts Abend! und wer weiſs wie lange ſie ſchon wieder an der Quelle mich erwartet hat; ich eilte zu ſpät hin, und ſuchte ſie umſonſt da. Ich ſuchte ſie in allen Schatten, die wir unſrer Liebe geheiligt haben, umſonſt. Ach daſs ich ſie nicht finden kann! Weiſs ſie wol, was in der Zeit mit mir vorgegangen iſt? Weiſs ſie es nicht? Wie ſehr verlangt mich dann, ihr alles zu ſagen; ihr zu ſagen, daſs ich nur allein durch ſie glüklich ſeyn kann! Ja, Geliebte! nur durch dich; in deinem Arm will ich mich aus der ſo wunderbaren Verwirrung erholen. Zwar mein Vater weiſs noch nicht, daſs ich liebe; aber warum ſollt er mich auch hindern, das ſchönſte, das beſte Mädchen zu lieben? Das thut er nicht. Er wird die Schwüre nicht brechen, die ich ihr an jedem Altar' der Götter ſchwur; denn unter allen von fürſtlichem Hauſe Gebohrnen iſt

keine liebens-würdig wie ſie. Ich will ſie ſuchen; dann ſoll ſie ihr feſtliches Kleid anziehen, das weiſs iſt wie Schnee, und einen friſchen Kranz in die geflochtnen Haare winden; dann will ich ſie vor meinen Vater führen, wills ihm ſagen, wie oft ich vor den Göttern ihr geſchworen habe, daſs ich ſie immer lieben werde. Aber wird ſie mir auch willig folgen, wird es ihr nicht ſchmerzlich ſeyn, dieſe ſtillen Schatten zu verlaſſen? doch ſie liebet mich ja, und die Begierde dem Geliebten zu folgen, überwindet jedes andre Verlangen. Izt will ich hingehen; wie wird ſie erſtaunen, mich in dieſer Pracht zu ſehen! Wie viel erfinden die Menſchen! Was für Pracht hab ich in meines Vaters Gezelt geſehen! Können die Menſchen ſo viel bedürfen? Wie wenig haben wir hier nöthig, und doch ſind wir zufrieden! ich habe von dem allem nichts gemiſſet, und doch ſcheints diefen nothwendig zu ſeyn. Aber kann der auch glüklich ſeyn, dem ſo vieles nöthig iſt? Bisher waren meine Kleider mir bequem und ſchön, und ein Ziegen-Fell, ganz weiſs oder ſchön geflekt, ſtand ſchön um meine Schultern; aber dieſe da ſchmüken ſich ſo bunt wie die Wieſen im

Frühling. Ich fürcht, ich fürchte, die Tage der Ruhe und der ſanften Freude ſeyn bey mir vorübergegangen. Man ruft mich zu groſſen Geſchäften; die Götter mögen mir beyſtehn! Wie ich ſehe, ſo ſind dieſe Menſchen ganz anders beſchaffen; ſie ſuchen etwas, das ſie Glük und Freude heiſſen, auf wunderlichen Wegen; hier finden wirs, es iſt bey uns, ohne daſs wirs geſucht haben. Ja, ihr ſtille Schatten, ihr ſanft-rieſelnde Quellen, liebliche Gegenden, in denen die Jahre meiner Jugend ſo ſanft vorbeyfloſſen, euch verlaſs ich an ein Leben, das ich nicht kenne; ihr Heerden, die ich mit wachſamer Sorge pflegte, euch verlaſs ich, um, wie ſie ſagen, einſt über Zahl-reichere Heerden von Menſchen zu herrſchen, die ihr Glük mir anvertrauen; das iſt ſchön, es in ſeiner Macht zu haben, ſo vieler Glük zu beſorgen; aber wird dieſe Laſt meinen Schultern nicht zu ſchwer ſeyn? O ihr angenehmſten Tage! euch werd ich nimmer vergeſſen. So oft ein Frühling zurükkömmt, will ich dieſe Gegenden beſuchen; und du, Alcimna, begleiteſt mich dann; dann wollen wir an jeder Stätte, die uns mit angenehmen Schatten gekühlt hat, den Göttern opfern. O Alcimna! ich eile,

izt eil ich in deinen Arm, bey dir erholt ſich mein vor Verwirrung pochendes Herz, bey dir - -

FÜNFTER AUFTRITT.

PYRHUS, EVANDER.

PYRHUS.

Mein Sohn! Es iſt ſo lange, ſeit ich dich geſehen habe, warum haſt du ſo lange dich von mir entfernt?

EVANDER. Ich beſuchte noch einmal jede der ſtillen Gegenden, die ich izt verlaſſen muſs.

PYRHUS. So verläſſeſt du ſie denn ungern? Sag mir: Haben dieſe Reichthümer, dieſes Glük, mit dem die Götter dich izt beſchenkt haben, für dich keinen Reiz?

EVANDER. Dieſe ſchimmernde Pracht ſezt mich zwar in Erſtaunen; dein Gezelt glänzt faſt ſo bunt, wie eine Thau-benezte blumigte Wieſe an der Morgen-Sonne glänzt, doch ſo ſchön iſts nicht. Ich habe tauſend Sachen geſehen, deren Namen und deren Gebrauch mir unbekannt ſind. Aber ſage mir, mein Vater: Wird ein Fürſt immer von ſo einer Menge verdrieſslicher Leute umringt?

PYRHUS. Wo Macht und Reichthümer ſind, da verſammeln ſich immer Gute und Böſe.

EVANDER. Es iſt alſo, wie wo ein Baum blühet, da ſumſt mit den Bienen auch das Ungeziefer her?

PYRHUS. So iſts.

EVANDER. Aber das iſt mir verdrieſslich, daſs ſie mich immer umſchwärmen wollen, um mir Dienſte zu thun, die ich nicht nöthig habe. Ich kann dieſe Unterthänigkeit nicht leiden; als wär ich nicht ein Menſch wie ſie ſind.

PYRHUS. Mein Sohn! das ſind die Vorrechte der Fürſten, die nur ſchlecht die Mühe belohnen, die ein ſolcher auf ſich nimmt, ihre Geſäze zu verwalten und ihr Wol zu beſorgen.

EVANDER. Mein Vater! Aber wenn ſie einen aus ihnen zu ihrem Fürſten wählen, ſo werden ſie den wählen, der der weiſeſte und der beſte iſt, darum werden ſie auch dich gewählt haben. Aber wie ſind ſie thöricht, da ſie ſagen, ich werd einſt über ſie herrſchen, noch ehe ſie wiſſen, ob ich weiſe und gut bin. Wird einer ſeinen Wein-Garten einem zu bauen überlaſſen, von dem er

nicht weiſs, ob er die Pflege des Wein-Stokes verſteht?

PYRHUS. Das iſt nun einmal ſo angenommen. Du wirſt noch unzählige Sachen zu fragen haben. Aber ſage mir, du ſcheinſt mir ſo unruhig, als wenn du mir unwillig nach meinem Palaſte folgteſt?

EVANDER. Ich folge dir willig, mein Vater! wenn nur - -

PYRHUS. Wenn nur?

EVANDER. Wenn nur Alcimna, ach!

PYRHUS. Du ſeufzeſt, mein Sohn! (*Für ſich.*) Er weiſs die Geſchichte ſeiner Alcimna noch nicht; ich will ihn mit dem angenehmſten Entzüken überfallen.

EVANDER. Wenn nur Alcimna mir folgen darf!

PYRHUS. Alcimna! Ich habe von deiner Liebe gehört, mein Sohn! aber erſt ſollſt du des Arates Tochter ſehen, die hab ich zu deiner Gemahlin beſtimmt.

EVANDER. Ach Vater!

PYRHUS. Wie ſehr würdeſt du meine Wünſche betriegen, wenn du mir unwillig gehorchteſt.

EVANDER. Ach Götter! wie bin ich unglüklich!

PYRHUS. Du darfſt ſie nur ſehen, um ſie zu lieben; ſie iſt ſchön wie der Tag.

EVANDER. O mein Vater! Erlaube, -- ach mein Vater! unmöglich werd ich --

PYRHUS. Still! da kömmt ihr Vater.

SECHSTER AUFTRITT.

ARATES, DIE VORIGEN.

ARATES.

ERLAUBE mir, mein Prinz! daſs ich meine Tochter vor dich führe, die ſo ähnliche Schikſale mit dir gehabt hat. Aber -- warum ſo traurig? mein Prinz!

EVANDER. Ich muſs ſie ſehen, weils mir mein Vater befiehlt. (*Bey Seite.*) Ach ihr Götter! Mein Vater hat mein Elend beſchloſſen!

ARATES. Ich hoffe doch, es werde kein Unglük dieſe Tage der Freude geſtört haben?

PYRHUS. Die Liebe machts, daſs er dieſe Gegenden ſo ungern verläſst.

ARATES. Der Prinz wird unter den Schönſten von fürſtlichem Stamme zu wählen haben.

PYRHUS. Ich habe mit der beſten Sorge für ihn gewählt; und eben das macht ihn untröſtlich. Wo iſt deine ſchöne Tochter?

ARATES. Da kömmt ſie.

SIEBENTER AUFTRITT.

ALCIMNA, MIT IHREN AUFWÄRTERINNEN HINTEN AUF DEM THEATER; DIE VORIGEN.

ALCIMNA.

O IHR Götter! So muſs ich izt dem Prinzen zur Schau zugeſchleppet werden, und dich nicht ſehn, den ich allein liebe, den ich allein lieben werde.

EVANDER. (*Steht ganz traurig, die Hand vor ſeinem Geſicht.*) Sie kömmt; ich hör es, ich Elender!

ALCIMNA. Ach! da bin ich; ich vermag vor Schmerzen nicht zu reden.

EVANDER. (*Sieht erſtaunt auf.*) Wie? was täuſcht mich? dieſe traurige Stimme kenn ich. Iſt - - -

ALCIMNA. Götter! Haltet mich! Freundinnen! haltet mich! Iſt das der Prinz? O Evander!

EVANDER. Verwirrung! Was ſeh ich! O Entzüken! Biſt du Alcimna?

ARATES. Götter! Was ſeh ich? Welch Entzüken ſchwebt auf ihren Geſichtern!

EVANDER. (*Läuft zu Alcimna, und umarmt sie.*) O! mich täuscht doch kein Traum? du bist es, du bist meine Alcimna!

ALCIMNA. O Evander! Mein Geliebter! Was für Entzüken! Wie wunderbar haben wir uns wieder gefunden!

EVANDER. Den Augenblik noch hielt ich mich für den Elendesten, izt bin ich der Glükseligste auf Erde.

ALCIMNA. Den Augenblik dacht ich, vor Schmerzen zu sterben, und izt fass ich mein Entzüken nicht.

PYRHUS. Eure Liebe, ihr Kinder! sey von den Göttern gesegnet! Sie haben euch für einander bestimmt. Du bist es zufrieden, mein Freund?

ARATES. Ich muss mich von meinem Erstaunen erholen, um meine Freude und meinen Dank dir zu sagen.

PYRHUS. Lasst uns gehen, Kinder! Die Hirten der Gegend mögen euer Freuden-Fest feyern.

E R A S T.

IN EINEM AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Die Scene iſt ein einſamer, mit Bäumen und Geſträuch umgebener, Plaz vor Eraſts Hütte.

ERAST. (*Mit einer Jäger-Flinte; er ſtellt ſie unmuthig an die Seite.*)

Da komm ich, unverrichteter Sache, wieder! Weil wir kein Brod mehr hatten, gieng ich aus, einige unſchuldige Thiere zu fällen; umſonſt hab ich den ganzen Nachmittag in der Sonnen-Hize das heiſſe Gebürge durchgelaufen; ſo wird der Hunger unſerm Elend bald ein Ende machen. Ich will hineingehn; doch nein, ich muſs mich erſt von meinem Unmuth erholen, ich muſs ihn vor Lucinden verbergen. Ach Gott! Die Tugendhafte, wie willig ſie Armuth, äuſſerſte Armuth, dieſes Hülf-loſe Leben duldet, um es mir erträglich zu machen! Und wenn ſie über unſer gemeinſchaftliches Elend einſam weint und ſie hört, daſs ich komme; dann troknet ſie die Thränen von den Augen, und lächelt freudig mir zu, um mich nicht zu kränken.

Ach Gott! Ja, du wirſt dieſe Tugend noch belohnen. Wie ſehr verdient ſie, glüklich zu ſeyn! Ich wäre noch geruhig; aber das peinigt mich, der Gedanke, daſs ich die Schuld ihres Unglüks bin, und des Elends unſrer bedauerns-würdigen Kinder; das martert mein Herz, daſs ich ihre Groſsmuth auf keine Art belohnen kann. Indeſs wird unſre Armuth immer gröſſer, und unſer Leben immer Hülf-loſer. Das wenige, was ich hatte, iſt weg; an wen ſoll ich mich wenden? und über das hat das lezte Gewitter unſre reifende Nahrung verderbt; zu wem ſoll ich mich wenden, da mein eigener Vater mich Hülf-los läſst, und meine wehmüthigſten Briefe, dieſe rührenden Gemählde meines Elendes, ihn niemals gerührt haben? Es iſt nun fünf Jahre, ſeit meinem lezten Brief, keinen hat er ſeiner Antwort gewürdigt. O wie kann ein Vater ſo grauſam ſeyn, und ein Kind Hülf-los dem Elend überlaſſen! Und mein ganzes Verbrechen iſt, daſs ich, gegen ſeinen Willen, einer Perſon meine feyerlichſten Verſprechungen hielt, und ſie nicht in Hülf- und Ehr-loſe Umſtände ſtürzen wollte, nachdem ſie meinen heiligſten Gelübden nachgab; eine Perſon, die jede Vollkommenheit, nur kein

Vermögen, befizt. Hätt ich dem zu ſtrengen Willen meines Vaters nachgegeben; hätt ich ſie, die die Achtung der ganzen Welt verdiente, der Verachtung der unbilligen Welt ausgeſezt; Himmel! wären da nicht alle Ehren und Reichthümer der Welt mir unerträglich geweſen? Hätte nicht mein Gewiſſen mir jede frohe Ausſicht mit hölliſchen Qualen verdunkelt? Dieſs freundſchaftliche Mitleiden in unſerm Elend hat etwas ſüſſes mitten in der Schwermuth; dieſs ſorgfältige Bemühen, eins dem andern ſolches zu erleichtern; und dieſe Thränen, die wir eins für das andre weinen, werden nicht immer flieſſen! Vielleicht daſs mein Vater endlich zum Mitleiden bewogen -- Da kömmt mein kleinrer Sohn; ach Gott! was wird endlich meiner Kinder Schikſal ſeyn? Ich will meine Thränen wegwiſchen, und mein Geſicht aufheitern, damit das gute Kind ſich nicht quäle.

ZWEYTER AUFTRITT.

(Sein jüngſter Sohn läuft auf ihn zu, und umarmt ſeine Knie.)

SOHN.

MEIN lieber Vater!

ERAST. Mein liebſtes Kind! Woher kömmſt du ſo munter?

SOHN. Ich komme dort vom Hügel, und verweilte mich bey dem kleinen Ziegen-Hirten. Wie hatt' ich Mitleiden mit ihm!

ERAST. Warum, mein Kind?

SOHN. Er ſaſs da bey den Ziegen und weinte; ich habe, ſprach er, heut den ganzen Tag nichts gegeſſen, und mich Armen hungert ſo ſehr. Da haſt du, was ich habe, ſprach ich, iſs da: und gab ihm mein Mittag-Brod, das ich mir behalten hatte. Mich hat zwar auch gehungert, aber wie hat es mich gefreut, da ich ihn ſo begierig eſſen und ſich freuen ſah!

ERAST. O du gutes Kind! Sey mir geſegnet!

SOHN. Das hätte ja der kleine Ziegen-Hirt auch gethan, wenn er was gehabt, und ich vor Hunger geweint hätte.

ERAST. Du wuſsteſt doch, daſs wir kein Brod mehr in der Hütte haben?

SOHN. Ich hatte ja das, und es hat mich recht gefreut, daſs ichs ihm geben konnte. Ihr ſagt ja: Gott im Himmel beſchehre denen immer, die andern Gutes thun.

ERAST. Küſſe mich, mein Sohn! O Gott! dieſe Unſchuld wirſt du nicht immer im Elend laſſen. (*Er wiſcht Thränen von den Augen.*)

SOHN. Aber ihr weinet, mein Vater! Ach! weint nicht, mein Vater!

ERAST. Ich weine nicht, mein Kind! Geh izt dort an den Hügel, und ſieh, ob dein Bruder noch nicht aus dem Gebürge zurükkömmt, oder ob du den Simon nicht ſeheſt, von der Stadt herkommen.

SOHN. Ich gehe, mein Vater! (*Er geht.*)

DRITTER AUFTRITT.

ERAST. (*Allein.*)

O WIE ſchmelzt mir das mein Herz! So Hülf-los bin ich noch niemals geweſen! (*Er geht tiefſinnig umher.*) O Gott! Gott! - - - Das beſte Weib und dieſe unſchuldigen Kinder! - - - O! Stehe du mir bey, der du mein

Schikſal leiteſt; ſteh du mir bey, daſs ich niemals gegen deine weiſe Leitung murre, und niemals an deiner Vorſicht zweifle. Ich darf nicht in die Hütte gehen, ohne eine muntre Miene erkünſtelt zu haben; doch die gütige Natur kömmt mir zu Hülfe; dieſer kühle Wind troknet ſanft meine Thränen.

VIERTER AUFTRITT.

LUCINDE, ERAST.

LUCINDE.

Sey mir gegrüſst, mein Geliebter! (*Sie drükt ihm die Hand.*) Sey mir auf das zärtlichſte gegrüſst!

ERAST. (*Umarmt ſie.*) Sey mir geſegnet, meine Geliebte! Wie haſt du deine Stunden durchgebracht?

LUCINDE. Recht vergnügt; ſo vergnügt, als ich ſie ohne dich zubringen kann. Ich habe bey meiner Arbeit geſungen.

ERAST. Du beträgſt dich im Unglük immer als eine Heldin.

LUCINDE. Mein Glük iſt, dich zu beſizen, und die immer ermunternde Tugend. Ich

bin nur unglüklich, wenn du glaubſt, daſs du es ſeyſt.

ERAST. Gott! wie viel Zärtlichkeit gegen mich, der dich in Umſtände geſezt hat, die Leute, von niedrerer Denkart, in Verzweiflung ſezen würden!

LUCINDE. O um des Himmels willen, mein Geliebter! Störe unſre Ruhe nicht immer durch ſolche Vorwürfe, die meine Zärtlichkeit ſo ſehr beleidigen. Ich ſchwör' es dir, beym hohenHimmel ſchwör' ich's dir, meine Ruhe iſt nicht erkünſtelt; ich bin in deinem Beſiz glüklich, und ohne dich wäre mir jedes andre Glük unerträglich.

ERAST. So iſt es gewiſs, daſs troz unſrer äuſſerſtenArmuth, troz desHülf-loſen Lebens deine ruhige Miene aus der innern Ruh entſteht, und nicht oft erdichtet deinen Kummer verhält?

LUCINDE. Ich bin nur bekümmert, wenn ich ſehe, daſs du es biſt.

ERAST. Ach! welche Güte!

LUCINDE. Bedenke, wie viel tauſende ärmer noch als wir ſind! und ſollte Unzufriedenheit uns noch unglüklicher machen, als es jene ſind!

ERAST. Ärmer nicht, als wir izt ſind; är-

mer, als jeder Vogel unterm Himmel. Wir haben keine Nahrung in unſrer Hütte. Umſonſt hab ich heut das Gebürge durchirrt, um einiges Gewild zu erlegen, ich komm' ohne Nahrung zurük. Ich könnt es immer noch dulden, dein Muth würde dem meinen aufhelfen; aber wenn ich unſre Kinder ſehe -- O Gott! Das durchſchneidet mir das Herz, wenn ich ſehe, wie nahe ihnen die Thränen ſtehen, die ſie doch zurükhalten, um uns nicht zu bekümmern.

LUCINDE. Mein Freund! ein Unglük ſoll uns nicht Muth-los machen, das nur noch eingebildet iſt. Unſer älteſter Sohn, der in den Wald ausgegangen iſt, um Früchte zu ſammeln, wird nicht leer nach Hauſe kommen; und iſt es, ſo beruhet ja unſre Hoffnung noch auf dem Simon, der aus der Stadt zurükkömmt.

ERAST. Ich bin beſchämt, meine Geliebte! daſs jede Sorge ſo viel Gewalt über mich hat.

LUCINDE. (*Weiſet ihm ein Stük von geſtikter Arbeit.*) Und über das, mein Geliebter! ſieh, dieſes Stük Arbeit iſt vollendet! Simon kanns morgen nach der Stadt tragen, zu der Kaufmanns-Frau, die meine

Arbeiten noch immer gut bezahlt hat. Laſs uns, mein Geliebter! nicht ungeduldig ſeyn; denke zurük; wenn unſre Umſtände am ſchlimmſten ausſahen, dann war die Rettung immer nahe.

ERAST. Was für einen Reichthum von Troſt findeſt du immer in deiner edeln Seele! Indeſs kann ich doch meinen Beſorgniſſen nicht wehren; was wird endlich aus unſern Kindern werden? So gänzlich von allem verlaſſen, was für Wege haben wir ihnen zu weiſen, in der Welt ihr Glük zu machen?

LUCINDE. Die Wege der Tugend; o mein Geliebter! die ſind untrüglich.

ERAST. Ja, aber die leidende Tugend iſt immer ein trauriges Schauſpiel; und wie ſchwer iſts, ſeine Tugend, wenn von auſſenher alles Elend uns umringt, wie ſchwer iſts da, ſie unverſehrt in ſeinem Buſen zu erhalten! Ach! es wird ein Glük ſeyn, wenn ſie nicht, unter den niedrigſten Pöbel gemiſcht, dennoch weit unter dem Rang, den ihre Geburt ihnen ertheilt hätte, ihr Leben durchſchleppen können. O mein Vater! es mögen die Seufzer, die deine Strenge mir abzwingt, niemals, ach! niemals deine Seele ängſtigen; auch dann nicht, wenn deine En-

kel einſt unerkannt vor deiner Thüre ihr Brod heiſchen. Gott!

LUCINDE. Du giebſt ihrem künftigen Elend viel mehr Wahrſcheinlichkeit, als es wirklich hat. Wie unendlich viele Wege hat die Vorſicht zum Glüke geöffnet?

ERAST. Ja gewiſs; aber wer einmal im Elend iſt, wird immer von ſolchen weggedrängt. Wie gieng es uns? Himmel! kaum hat mein Vater mich verlaſſen, kaum war unſer weniges Vermögen bis zur Armuth heruntergeſchmolzen; was für Hülfe, was für Rath, was für Hoffnungen blieben uns da? Die Welt ſtieſs uns aus; was blieb uns übrig?

LUCINDE. Die Welt zu verlaſſen, und uns in eine der ſchönſten Gegenden der Welt ins Einſame zu flüchten, und da der Vorſehung unſer Schikſal heimzuſtellen.

ERAST. Gut, mein Kind! aber das iſt drum kein Glük, das ich ihnen wünſche, wo man alle Vernunft zuſammen ſammeln muſs, um nicht zu verzweifeln.

LUCINDE. Unſre Umſtände ſind ſo elend nicht, in die uns die Vorſehung aus weiſen Abſichten geſezt hat; wie unbillich iſt es, wenn wir gegen dieſelben murren. Eben izt hab' ich unſre Nachbarin beſucht. Iſt ihr

Schikſal nicht viel ſchlimmer, als das unſre? Sie iſt alt, und Hülf-loſer und ärmer, als wir ſind; und wird ſchon lange durch ſchmerzhafte Krankheit gepeinigt! und alle ihre dunkeln Ausſichten dieſes Lebens ſind nichts als fortdauernde Schmerzen und Armuth; und dennoch können Schmerzen und Armuth nur in ſeltenen Augen-Bliken ihre Geduld überwinden. Ihre einzige Hoffnung iſt der Tod, der vielleicht erſt nach langen Martern ihr Leben ſchlieſst. Und wir, wir ſollten bey den Vortheilen der beſſern Erziehung und des angebauten Verſtandes durch kleinmüthiges Betragen uns elender machen, als ſie es iſt!

ERAST. Das wollen wir nicht, meine Geliebte!

LUCINDE. Das wollen wir nicht, mein Geliebter! Nein! Gelobet ſey die Vorſehung; ſie, die alles ſo weiſe leitet, die alles zum beſten End-Zwek thut, die ihre Geſchöpfe ſo lieb hat, und über das geringſte, wie über das gröſſeſte, mit gleicher Sorgfalt wachet. Sie iſts, die jenen Vogel erhält, der dort im Gebüſche zwitſchert, und die Biene, die um uns ſumſt, und den Wurm, der vor uns auf der Erde kriecht. Und wir ſollten gegen ihre Leitung murren, weil izt unſre Umſtände

nicht beneidens-werth ſind? Ermuntre dich, ſiehe, wie ſchön die Gegend uns entgegen lachet; ein herrliches Abend-Roth will den Abſchied eines Tages ſchmüken, der uns der Entwiklung unſers Schikſals näher gebracht hat.

ERAST. Habe Dank, meine Geliebte! O meine Lucinde! wie unausſprechlich iſt mein Glük, daſs ich dich beſize! Du haſt meiner ſchwächern Vernunft empor geholfen, du haſt mein Gemüth aufgeheitert; aber dieſe Heiterkeit iſt nicht wie eines Freude-vollen Frühlings-Tages; ſie iſt wie die ernſtere Heiterkeit einer ſtillen Mitternacht, wenn der volle Mond leuchtet. Das, das mildert ſie immer; der Gedanke, daſs mein Vater mich verlaſſen, ſo gänzlich mich aus ſeinem Herzen verbannet hat. O wenn du ſtirbſt, Vater! wenn du ſtirbſt, und ich Verſtoſſener kann nicht bey deinem Sterbebette weinen, nicht deinen lezten Segen von deinen Lippen hören, o ſo ſey meiner eingedenk, und wenn du an den Verlaſſenen denkſt, dem du das Leben gabſt, dann ſegne mich!

LUCINDE. Mein beſter Mann! deine Vernunft hätte ſich ſelbſt wieder aus dieſen ſchwermüthigen Gedanken empor gehoben;

ich ſagte dir nur diejenigen Tröſtungen, die ſie ſelbſt beſſer, nur vielleicht gleich izt nicht, gefunden hätte. Dein Wunſch für deinen Vater; o daſs der in Erfüllung gehe! Gott! Ich--

ERAST. Um des Himmels willen, ſag nicht, was du ſagen wollteſt; mache dir hierüber keine Vorwürfe; ich wäre des gröſſeſten Glükes, dich zu beſizen, nicht werth, wenn ich ſie anhören könnte.

LUCINDE. Nein, mein Eraſt! ich will deine Liebe nicht beleidigen; aber meine Hoffnungen muſs ich dir ſagen: Wie, wenn dein Vater ſich ausgeſöhnt hätte, und um das Schikſal ſeines Sohns izt unruhig wäre, den er---

ERAST. Nun ja! O dieſer Gedanke hat ehedem oft die traurigſten Stunden mir erheitert, oft ganze Tage mich glüklich gemacht, wenn ich umſonſt, ach! immer umſonſt Antwort erwartete, auf unſre rührenden Briefe; Briefe, bey denen, beym Himmel! der gleichgültigſte, unbekannteſte, wenn er ſie, auf die Straſſe hingeworfen, gefunden hätte, gewiſs hätte weinen müſſen, und mein Vater, er ſollte--

LUCINDE. Wie unbillich würden wir gegen

einen Vater seyn, der dich so sehr geliebt hat, wenn wir ihn - -

ERAST. O Gott! ja gewiss unbillich! o mein Vater! du solltest ewig mich hassen, der du mich ehedem so zärtlich liebtest, jede meiner schwach-aufkeimenden Fähigkeiten mit übermässiger Freude bemerktest, du solltest mich immer hassen? Auch in der ernstesten Stunde, wenn ich über deinen Zorn weine, wirst mir mein Gewissen nichts vor; hätt' es mir vorzuwerfen, Himmel! dann würde dein Zorn mir unerträglich seyn! Du wirst, o du wirst deine Liebe mir wieder schenken! Vielleicht, süsser Gedanke! vielleicht weint er schon über einen Sohn, den er so Hülf-los seinem Schikfal überlassen hat. Diese Hoffnung, o wie entzükend ist sie! Ich will ihm schreiben, ich will ihm alles das rührende erzehlen, was unsre Umstände und meine kindliche Liebe mir geben können. Lass uns in die Hütte gehen; ich will heute noch schreiben; komm, dein Beystand wird mir nöthig seyn.

LUCINDE. Komm, mein Geliebter! *(Sie gehen Hand in Hand in die Hütte.)*

FÜNFTER AUFTRITT.

SIMON.

Sind sie weg? -- Ja. Wenn sie mich nur nicht so gleich sehen. Schon ein schlechtes Zeichen, dafs ich mich vor ihnen scheuen mufs. Was pochest du so? (*Er legt sich die Hand aufs Herz.*) Was das für ein unbändiges Klopfen ist! Was häuft sich für eine Last auf meine Brust? Nicht doch! O lafs mich! mache mir nicht bang über etwas, das ich aus den besten Absichten gethan habe! Du alter ehrlicher Kerl! Dein Gewissen ist sehr empfindlich, dafs du etwas gewagt hast, das sonst in allen andern Umständen ein Schelmen-Streich gewesen wäre. Aber es ist keiner; Absichten und Umstände entschuldigen mich, mein Seel! es ist kein Schelmen-Streich! Und doch ist mir so bang, als wenn's einer wäre; wenn nur niemand kömmt, eh ich mich in Ordnung gebracht habe. (*Er langt einen Beutel mit Geld hervor.*) Es ist viel, das kann uns lange durchschleppen. Aber geraubt! auf der Strafse geraubt! Verflucht! Wie! soll mir

das nun ewig bang machen? Befriedige dich, Gewiſſen! O! es iſt das erſte mal und auch das lezte. Lieber wollt ich jeden Mangel ertragen, und mit dir in Freundſchaft leben, als im Überfluſs ſizen, und mit dir uneinig ſeyn. Aber unſerm Hülf-loſen Mangel, unſerm Elend nur ein wenig abzuhelfen, gieng ich und foderte dort, zwar mit Gewalt, jenem etwas von ſeinem Überfluſs ab, das er nur ſo lange miſst, bis er nach Hauſe kömmt, und dann mag er ſichs aus ſeinen vollen Kiſten wieder erſezen. Nein, beym Himmel! es iſt unbillich, daſs ſo viele Schurken mit allem Überfluſs durch die Welt ſchlendern, und mein braver Herr, und Lucinde, und ihre Kinder, und ich ſollen indeſs Hülf-los und hungrig in dieſer Wildniſs ſchmachten. Ha! Mir ſiedet mein Blut, wenn ich ſie ſehe, dieſe Praſſer, dieſe ſtolzen Ungeheuer, die den Armen und den Hülf-loſen Elenden zum Vieh zählen, und in allen Wollüſten ſich wälzen; ihr meiſt durch andrer Elend erworbenes Gut in Laſter-Thaten verpraſſen; indeſs ſoll der Arme verhungern, und der Elende verſchmachten, und mit heiſſen Thränen zuſehen, wie dieſe ungerochen in den Gütern dieſer Welt ſchwelgen; es iſt billich, daſs

dieſe ihren beſcheidenen Theil wegnehmen. Nein, ich bereue die That nicht. Ich -- Himmel! Ich höre rauſchen. -- Es kömmt jemand -- Nein -- Ich zittre, als hätte man mich aus dem kalten Waſſer geſchleppt. Ich alter Narr! Ich werde mich gut verſtellen können! Nun, damit ich nicht ungerüſtet überraſchet werde, was will ich ſagen? meinem Herrn darf ich die Wahrheit nicht ſagen. Still! mein Gewiſſen! O! wie eins aus dem andern folgt! Nun, es muſs ſeyn, mein Seel! da muſs gelogen ſeyn. Ich will ſagen -- Nun was? -- Ungeſchikter Narr! Verzweifelte Umſtände! -- Ich will ſagen -- Ich habe -- Nu ja, Dummkopf! das wär artig! Da wär ich den erſten Augen-Blik verrathen. -- Ja, ja! Das geht an, ein Herr iſt mir in der Stadt begegnet, der hat mich gekannt, ich hab ihn nicht gekannt; der fragte, ob ich noch bey Eraſten in Dienſten wäre; darauf hat er geſagt, er -- er wiſſe unſere Umſtände, er habe Mitleiden, er -- und -- Bliz! wer kömmt, -- unſre beyden Söhne ſinds; kann man denn nicht ungeſtört ſeyn? Ich werde meine Rolle trefflich ſpielen.

SECHSTER AUFTRITT.

SIMON, BEYDE SÖHNE.

ERSTER SOHN.

Sey willkommen, Simon!

ZWEYTER SOHN. Sey willkommen, Simon!

SIMON. (*Steht ganz ſtaunend.*)

ERSTER SOHN. Du biſt nicht freundlich, Simon!

SIMON. Ja, ja; es ſtekt mir was in meinem närriſchen Kopfe.

ZWEYTER SOHN. Du kömmſt ſpät aus der Stadt.

SIMON. Ich hatte auch vieles da zu thun.

ERSTER SOHN. Haſt du was mit aus der Stadt gebracht?

SIMON. O ja! Recht viel. Wir haben voll-auf.

ZWEYTER SOHN. O du guter Simon!

ERSTER SOHN. Ich hab' im Wald Früchte geſucht; ich habe den ganzen Korb voll.

SIMON. Gut, gut! Du biſt ein braver Sohn; wir werden alſo recht gut leben.

ZWEYTER SOHN. O! wie verlangt es mich,

auch grofs zu feyn, wie mein Bruder, um euch helfen zu können.

ERSTER SOHN. Du lieber Bruder du! das wird auch bald geſchehen.

ZWEYTER SOHN. Du lieber Bruder! küſſe mich! (*Sie küſſen ſich.*) Wie ich dich lieb habe! Wie werden ſie ſich freuen, unſer Vater und unſre Mutter! Wir hatten keine Speiſe mehr, und izt haben wir recht viel. Die liebe Mutter hat heute bey der Arbeit geweint; ich kam eben in die Stube, wo ſie bey der Näh-Rame ſaſs; ſie ſah mich nicht, und weinte und betete, und da muſst' ich auch weinen. Da ſah ſie auf, wiſchete die Thränen weg, als hätt' ichs nicht ſehen ſollen, daſs ſie geweint hat, aber ich hab's doch geſehen. Sag uns, Simon! Warum weinen ſie ſo oft unſer Vater und unſre Mutter? Es wird mir allemal ſo bange.

ERSTER SOHN. Mir auch. Sag uns Simon, ſag uns, warum, wenn du es weiſſeſt.

SIMON. Nun, ihr Kinder! ich denke, ſie weinen, weil wir ſo arm Sind.

ERSTER SOHN. Arm? Wir?

ZWEYTER SOHN. Unſre Nachbarn im Gebürge ſind arm, nicht wir.

ERSTER SOHN. So iſts. Wir ſind nur zu-

weilen arm; heute waren wirs, izt ſind wirs nicht mehr. Wir haben ja ſo vieles. Oder, ſind wir denn izt nicht reich?

SIMON. Ha! ha! ha! Ihr guten Kinder!

ZWEYTER SOHN. Du lacheſt über uns, Simon! Aber iſt man dann nicht reich, wenn man genug hat? und wir haben ja izt für fünf Tage genug.

SIMON. Ihr guten Kinder!

ERSTER SOHN. Nun, Simon! ſo ſag uns: Wenn wir arm ſind, was haben denn die, ſo reich ſind?

SIMON. Die haben an allem Überfluſs.

ERSTER SOHN. Aber wozu brauchen ſie das? Überfluſs iſt ja, wenn man mehr hat, als man bedarf.

SIMON. Ja, und ſie ſind meiſt mit dem nicht zufrieden.

ZWEYTER SOHN. Die wunderlichen Leute!

ERSTER SOHN. Sie geben alſo dieſen Überfluſs nicht denen, die nichts haben?

SIMON. O! ſie nehmen oft dem Armen noch, was er hat, um es zu ihrem groſſen Haufen zu legen.

ZWEYTER SOHN. O Simon! du haſt deinen Spaſs mit uns Kindern. Dergleichen Leute ſollt es geben, Bruder! kannſt du das glauben?

ERSTER SOHN. Das kann ich nicht glauben, Simon! Nun, hab uns nicht zum beſten. Man muſs nicht lügen.

SIMON. Es iſt gewiſs wahr; die ganze Stadt iſt voll dergleichen.

ERSTER SOHN. Aber wenn ich Überfluſs hätte, ſo würd ichs unſern armen Nachbarn im Gebürge geben; wie unſer Vater und unſre Mutter auch.

ZWEYTER SOHN. Ja, gewiſs, ich auch.

ERSTER SOHN. Ich weiſs keine gröſſere Freude, ich muſs allemal vor Freude weinen, wenn ein Armer uns ſo herzlich dankt und uns ſegnet, wenn wir ihm das gegeben haben, was wir doch miſſen konnten.

ZWEYTER SOHN. Ja, ja, Bruder! Das freut mich allemal mehr, als wenn ich den ſchönſten Vogel gefangen hätte.

ERSTER SOHN. Aber ſag uns, Simon! Warum weinen denn unſer Vater und unſre Mutter? weil ſie nicht reich ſind? Ich kann es nicht glauben.

SIMON. Ich denke darum, weil ſie, wenn ſie reich wären, mehr Überfluſs hätten, und ſich dann die Freude öfter machen könnten, den Armen beyzuſtehn.

ERSTER SOHN. Ja gewiſs, Simon! Du haſts

errathen; izt möcht' ich auch weinen, dafs wir nicht reich find. Aber komm, Bruder! Wir wollen in die Hütte gehn. Komm Simon! komm auch! (*Sie gehen.*)

SIEBENTER AUFTRITT.

SIMON.

Izt bin ich wieder allein; ja, fie find weg. Lafs mich erft den Angft-Schweifs wegwifchen. Izt, guten Muths! Izt wollen wir in die Hütte gehn, und -- Aber was wollt ich fagen? Ich glaub', ich habs in der Angft fchon wieder vergeffen. So zittre doch nicht, alter Narr! Steh feft! Die Augen nicht fo niedergefchlagen! Du bift ein fchlechter Betrieger. Ich bin zu alt, ein neues Hand-Werk zu lernen, füraus eins, das meiner ganzen Natur fo zuwider ift. O wenns nur diefsmal geräth! --- Von jenem Herrn wollt' ich fagen, den ich niemals in der Stadt gefehen habe. Nun gut! --- Himmel! da kömmt er. Halte dich wohl.

ACHTER AUFTRITT.

SIMON, ERAST.

ERAST.

Willkommen, mein wahrer Freund! Biß du nicht müde? Es iſt eine ermüdende Reiſe aus der Stadt hieher.

SIMON. Nein, müde bin ich nicht; ich habe hier verſchiedene Nothwendigkeiten mit aus der Stadt gebracht.

ERAST. Entlade dich, trage ſie in die Hütte; und dann komm hieher ins Kühle, das Abend-Eſſen wird bald fertig ſeyn. (*Simon geht.*)

ERAST. (*Sieht ihm nach.*) Der ehrliche Mann! O wenn ich nur einſt ſeine Dienſte belohnen kann! Zwar izt nähr' ich wieder die ſüſſeſte Hoffnung. Ich habe den Brief angefangen, und ich werd' ihn heute noch vollenden. Was für ſüſſe Hoffnungen! was für ſchrekliche Zweifel! welch Entzüken, o Gott! welch himmliſche Freude! wenn ich vom verſöhnten Vater Antwort erhalte. Die ſüſſe Hoffnung macht mich weinen; wie werd' ich mein Entzüken ertragen! wie wer-

den meine Thränen die gesegnete Schrift benezen! Was für Schreken! o was für Verzweiflung, wenn er mich nicht erhört! Gott! o höre, höre mein Flehen, erbarme dich, versuche mich nicht über mein schwaches Vermögen! Lass meinen Vater nicht unversöhnt zur Grube gehn! Wie, wenn Simon mit meinem ältern Sohn hingienge? Zwar die Reise ist weit; wenn dies liebens-würdige unschuldige Kind meinem Vater den Brief übergäbe, wenn es des alten Mannes Knie umfassend, für seinen Segen flehete, und für den Segen seines Vaters. --- O herrlich! herrlich! Der Elende macht tausend süsse Entwürfe, um tausend mal desto herber zu fühlen, dass er elend ist. Wer wird sie beyde auf der Reise unterhalten? Gott! (*Er geht staunend hin und her. Simon steht lange zur Seite, ohne dass er ihn gewahr wird; er sieht ihn.*) Bist du wieder da, Simon? O du mein einziger Freund! Wenn ich nu einst deine Güte belohnen kann!

SIMON. Ihre Gütigkeit gegen mich belohnt mir das wenige, was ich thu', alle Augen-Blike.

ERAST. Das kann ich nicht; wie sollt' ich deine Freundschaft belohnen, können?

Da mich mein Vater, und nach ihm alles, alles verlaſſen hat, bliebſt du, alter ehrlicher Bedienter, allein übrig, du hatteſt nichts bey mir zu hoffen, da mir ſelbſt keine Hoffnung übrig war; und dennoch folgteſt du mir ins Elend, litteſt mit mir Hunger und Mangel, und verſäumteſt bey mir jedes andre Glük.

SIMON. O mein Herr! Wie Sie das wenige, was ich gethan habe, groſs zu machen wiſſen! Sie werden mich doch nimmer bereden, daſs ich was groſſes gethan habe.--- Hier iſt---

ERAST. Was, mein Freund?

SIMON. Nehmen ſie nur! Nehmen Sie!

ERAST. Wie?---Was?---

SIMON. Geld, ---das ich mit aus der Stadt gebracht habe.

ERAST. So viel Geld! Wie? Warum zittert deine Hand ſo?

SIMON. Meine Hand?---zittert?---Ich denke, ---vor Freude.

ERAST. Du ſtotterſt.---Was iſt's?

SIMON. Geld, mein Herr! Geld iſt's! Wir haben's ja ſo nöthig; und doch freuen ſie ſich nicht.

ERAST. Dein furchtſames Betragen macht,

daſs ich nicht weiſs, ob ich mich freuen ſoll. Ums Himmels willen! mein Freund, reiſſe mich aus der Ungewiſsheit, wer hat's dir übergeben?

SIMON. Ja---man hat mir verboten, es ihnen zu ſagen.

ERAST. Nun, mein Freund! mache mich nicht unruhig. Da nimm es wieder zurük; ich kann es nicht annehmen, bis ich weiſs, auf was Art du es bekommen haſt.

SIMON. Nun---ich nehm' es nicht wieder. Was das für Bedenklichkeiten ſind!

ERAST. Nun heraus, Simon! rede heraus.

SIMON. Ich --- Da ich aus der Stadt kam --- Da --- unten am Gebürge hab' ich's gefunden.

ERAST. So lüge doch, alter ehrlicher Mann! Deine Sprache verräth dich.

SIMON. Ich glaube, ſie können mir in's Herz ſehen.

ERAST. O! das kann ich nicht. Aber du gebehrdeſt dich ſo übel dazu, wenn du Unwahrheiten ſagen willſt; und über das widerſprichſt du dir ja.

SIMON. Nun ja; ich hab's nicht gefunden, wie ich geſagt habe---

ERAST. Was, wie ich geſagt habe?

SIMON. Es hat mir's jemand in der Stadt übergeben.

ERAST. O Simon! Simon! War's ein Freund von mir?

SIMON. Das muſs er wol ſeyn; es war ein feiner Herr, er fragte mich, ob ich noch bey ihnen in Dienſten wäre?

ERAST. Nun weiter ---

SIMON. Ich ſagte, ja, und da übergab er mir das Geld, ich ſoll' es ihnen bringen.

ERAST. Haſt du den redlichen Mann denn nicht gekannt?

SIMON. Nein, wie ich geſagt hab'; ich weiſs mich nicht zu erinnern, ihn geſehen zu haben. (*Für ſich.*) Wenn nur unſer Geſpräch zu Ende wäre!

ERAST. Ich glaub' es ſelbſt, du habeſt ihn niemals geſehen. O mein redlicher Freund! warum willſt du mich heute zum erſten mal betriegen?

SIMON. Das iſt aber die Wahrheit. --- Ich muſs, verzeihen ſie, ich muſs in den Garten gehn. (*Er geht weg.*)

ERAST. Das iſt wunderbar; da muſs ein Geheimniſs darhinter ſteken. Wie der ehrliche Mann ſo unruhig iſt! Das lezte ſcheint mir ſo wenig wahr zu ſeyn, als das erſte.

Es war ihm ſo bange. Ich denk', ich will ihm ihn den Garten folgen. Ich kann nicht ruhig ſeyn, bis ich in der Sache mehr Licht habe. (*Er will gehen.*)

SIMON. (*Kömmt ganz langſam zurük, und bleibt mit niedergeſchlagenen Augen ſtehen.*) Mein Herr --- Verzeihen Sie --- Ich kann es nicht ausſtehen, daſs ich ſie habe betriegen wollen. Es würde mich mein Lebtag unruhig machen. Ich will ihnen alles ſagen, damit ich auch wiſſe, ob das, was ich gethan habe, ſo böſe iſt, als mir's mein Gewiſſen angeben will. Ich - - -

ERAST. Um's Himmels willen! ſo rede ---

SIMON. Ich hab' es auf dem Gebürg' - - - einem Reiſenden abgenommen.

ERAST. Wie! wie! abgenommen?

SIMON. Ich will ihnen alles ſagen. Da ich aus der Stadt heraufgieng, und ſo durch's einſame Gebürge nach unſrer Wildniſs ſchlenderte, da ſezt ich mich oben auf der Höhe, um auszuruhen, und ſah auf die entfernte Stadt herunter, ſah da die Himmel-anſteigenden Paläſte, auf jene Schlemmer, die das Glük für ſich allein gedungen zu haben ſcheinen: die den Hülf-loſen und den Elenden vergebens vor ihrer Schwelle ſchmach-

ten laſſen, und ihren Reichthum in niederträchtigen Wollüſten verſchwelgen. Das machte mich raſend, daſs jene aller Orten immer das Beſte wegnehmen, und ein braver Herr, wie ſie ſind, der beſſer iſt, als zehen von jenen zuſammengenommen, der beſte, der tugendhafteſte Mann, mit dem beſten Weib' auf dem Erd-Boden, in dieſer Welt Hülf-los und verdrängt leben ſollen! Ich ward raſend böſe, da ich unſern Zuſtand überdachte, und daſs eben izt kein Biſſen Brod in unſrer Hütte ſey, indeſs daſs dort bey manchem Narren, der kaum des Waſſers werth iſt, in einem Tag' mehr verpraſſet wird, als ein ehrlicher Mann ein ganzes Jahr durch bedürfte; indeſs daſs dort, auf einer Karte, mehr Geld, als mancher arbeitſamer Mann mit der Arbeit des ganzen Jahres nicht gewinnt, mit gleichgültigem Geſicht' von manchem verloren wird, der wie ein Henker flucht, wenn einer mit preſshaftem Körper ihm einen Pfenning fodert; indeſs dort mancher mehr verſchwendet, die Unſchuld eines Kindes braver Eltern zu verführen, als mancher ehrlicher Mann nöthig hätte, eine Zahl-reiche Haushaltung zu erziehen. Iſt es billich, dacht

ich, dafs man fo die Glüks-Güter theilt, die doch für alle da find, und dafs oft einer allein fo viel mifsbraucht, als für taufend genug wäre? fo dacht' ich, nahm meine Bürde auf den Rüken, und gieng voll bittern Gram weiter. Bald darauf fah ich auf einem Abweg' einen zu Pferd, wol gekleidet, der auf mich zukam. Wie! wenn dieſer mit mir theilen müfste; Himmel; das kann nicht unbillich feyn, dacht' ich. Mein Widerwille machte mich kühn, und mein Gewiffen dann wieder Muth-los. Die Hälfte foll er geben, das foll er, beym Himmel! das foll er, dann werd' ich fo viel bekommen, dafs wir uns lange durchfchleppen können. Ich begehre keinen Überfluſs, aber es ift doch nicht billich, dafs wir verhungern; fo dacht' ich, als der Reuter bey mir war. Ich warf meine Bürde in's Gebüfch; es war, als wollte mich jemand wegreiffen, mein Herz hat mir nie fo gepocht; Halt! ftotterte ich, und faſste des Pferdes Zügel mit einer Hand, und in der andern mein Weidmeſſer; gebt mir die Hälfte von dem Geld', das ihr bey euch habt; ohnverzüglich, nur nicht Hülfe gerufen, mein Seel' nicht! oder ich werde die Meinigen zufammenrufen, die nicht ferne find;

und dann werdet ihr ſo nicht d'raus kommen. Der Reuter hatte noch ein bisgen weniger Herz, als ich hatte; ſonſt hätt' er bemerkt, wie ich ſchwizte, wie zitternd ich den Zügel hielt. Er gab mir das, was hier im Beutel iſt; todt-blaſs gieng ich izt in's Gebüſche zurük, und war da, wie vom Traum' erwacht. Wenn ich die Sache von allen Seiten betrachte, ſo verdiene ich mit keiner Billichkeit aufgehangen zu werden.

ERAST. Und du, ehrlicher Mann! du konnteſt dich zu ſo was entſchlieſſen?

SIMON. Ich wollte, daſs das Geld mir auf der Hand zerſchmolzen wäre! Aber nein! bedenken ſie es recht! alle Umſtände entſchuldigen mich.

ERAST. Es können keine Umſtände eine vorſezlich böſe That entſchuldigen.

SIMON. Aber ich dachte nicht, daſs ſie ſo böſe wäre.

ERAST. ich werde unruhig ſeyn, bis dieſs Geld wieder ſeinen rechtmäſſigen Beſizer gefunden hat.

SIMON Aber wie werden wir den finden? O das verfluchte Geld! Und zulezt? Er gab es ſo hin, wie wenn er's leicht miſſen könnte; und wie leicht wird er eine ſolche Klei-

nigkeit miſſen! Es ſcheint ihnen nur ſo viel, weil ſie bey vielen Jahren nicht ſo viel beyſammen geſehen haben.

ERAST. Man iſt nicht berechtigt, auch das geringſte von dem Eigenthum' eines andern gegen ſeinen Willen wegzunehmen. Geh, Simon! geh hin auf die Höhe, wo man die Straſſe überſieht; vielleicht wirſt du ihn wieder finden.

SIMON. Ich ſollte alſo - - -

ERAST. Was?

SIMON. Ich ſelbſt ihm das Geld wieder geben?

ERAST. Da nimm es hin, ich überlaſs' es deiner Wahl.

SIMON. Nun ſo eil' ich auf die Höhe, um auf der Straſſe nach ihm zu ſehen. Aber horchen Sie einmal, ich höre ein Pferd kommen; wer muſs das ſeyn? Wie, wenn ich verrathen wäre, und man käme her, um mich wegzuſchleppen, und vielleicht dann gar aufzuhängen? Doch was muſs man immer das böſeſte vermuthen? Da kömmt jemand! Bey'm Bliz'! - - - Da iſt er ſelbſt!

NEUNTER AUFTRITT.

CLEON. (*In Stiefeln;*) DIE VORIGEN.

CLEON.

Mein Herr! Ich habe mich von der Straſſe im Gebürge verirret, und meinen Bedienten, der von mir wegritt, um den Weg zu ſuchen, verlohren; und endlich komm' ich hieher. Verzeihen Sie! --- (*Er ſieht den Simon.*) Himmel! ich bin verlohren!

SIMON. Mein' Seel'! er iſt es ſelbſt! (*Er ſchleicht ſich hinten auf's Theater.*)

ERAST. Warum ſo beſtürzt! mein Herr?

CLEON. Ich erſuche ſie, mein Herr, meiner zu ſchonen; dieſer Herr hat die Gütigkeit gehabt, mir nur die Hälfte abzufodern, und ich hab' ihm ungezählt mehr gegeben. Ich hab' eben noch ſo viel übrig, als mir zu Fortfezung meiner Reiſe nöthig iſt.

ERAST. Verzeihen Sie, mein Herr! O Himmel! wir ſind keine Räuber-Bande; wir ſind nur Unglükliche, die ſich aus der Welt in die Wildniſs gerettet haben. Verzeihen Sie den Schreken, der Ihnen verurſacht worden; das Geraubte ſollen Sie alles wieder haben. Simon!

SIMON. (*Kömmt ganz erſchroken.*)

(*Zu Cleon.*) Mein Herr! Ich komme ganz beſchämt. Erlauben Sie, daſs ich dasjenige Ihnen wieder gebe, was ich Ihnen vorhin aus Unmuth, aus Verzweiflung abgenommen habe; ich wollt' Ihnen eben auf die Straſſe nachlaufen, um es Ihnen zurük zu bringen. Ach! die elenden Umſtände, in denen mein wakrer Herr und die Seinigen ſind, unſre äuſſerſte Armuth haben mich zu einer That verleitet, der ich ſonſt gewiſs niemals fähig geweſen wäre. Gott im Himmel wolle mir's verzeihen! Da, mein Herr! nehmen Sie es hurtig zurük; dieſe Laſt, die mich mein Lebtag würde beunruhiget haben. (*Indeſs daſs Simon redt, betrachtet Eraſt mit groſſer Aufmerkſamkeit den Fremden.*)

CLEON Verzeihen Sie, daſs ich Ihnen Unrecht gethan habe, ich bedaure Sie. Mein Herr, behalten Sie dieſs wenige, ich nehm' es nicht zurük. Ich wünſchte, daſs ich Ihnen mit mehrerm beyſtehen könnte, allein auf die Reiſe beladet man ſich eben nicht gern.

ERAST. Verzeihen Sie, mein Herr! Wir wären unbillich, wenn wir Sie desjenigen

beraubten, was Sie zu den Bequemlichkeiten der Reiſe nöthig haben. (*Für ſich.*) Himmel! Dieſe Züge, dieſe Gebehrden!

CLEON. Wollen Sie mir denn das Vergnügen nicht gönnen, Ihnen die geringſte Freundſchaft zu erweiſen? Ich habe noch genug übrig, meine Reiſe bequem fortzuſezen; ich ſchenk' es hier dem Freund', der ihr Bedienter zu ſeyn ſcheint.

SIMON. Keine Bedenklichkeiten! Ich nehm' es mit tauſend Dank an, mein Herr!

ERAST. So haben ſie tauſendfältigen Dank, mein Herr! O Gott! Ehedem war ich nicht in ſolchen Umſtänden, da war mir das ſelige Vergnügen nicht verſagt, andern gutes zu thun. O verzeihen Sie, verzeihen Sie meinen Thränen!

CLEON. Mein Freund! Erlauben Sie mir, Sie ſo zu nennen, Ihr edles Betragen ſagt mir, daſs Sie nicht von dem gemeinen Haufen ſind. Es muſs Sie ein trauriges Schikſal betroffen haben?

ERAST. O mein Herr! Es blieb uns nichts übrig, als ein gutes Gewiſſen und die Tugend.

CLEON. Mein Freund! wie ſind Sie Beneidens-werth! Ich hab' an Glükes-Güttern

Überfluſs! aber ich würd' es alles mit Entzüken für die Ruhe des Gewiſſens hingeben. Ich habe ein Unrecht gethan, das mich immer martert; die Angſt folgt wie ein fürchterliches Geſpenſt jedem meiner Tritte, und, wie es ſcheint, o Gott! ſoll es mir nicht ſo gut werden, es in der Welt wieder gut zu machen. Ja, mein Herr! weinen Sie mit mir, ich bin Ihres Mitleidens werth. O Gott! wie Qual-voll, wie ſchreklich werden die Tage ſeyn, die mein graues Alter noch zu leben hat, wenn ich die nicht wieder finde, denen ich Unrecht gethan habe! Mein Herr! Sie ſind noch jung; ſparen Sie ſich, o ſparen Sie ſich den edeln Schaz eines reinen Gewiſſens auf ihre grauen Tage. O Gott! was iſt das für ein Elend! wie iſt es kläglich, wenn ſeine Qualen uns in dem Abend' unſers Lebens peinigen, und unſer graues Alter bis in die Grube verfolgen! Schon lange hab' ich Alter jede Beſchwerlichkeit der Reiſe ausgeſtanden, um von denjenigen Spuren zu finden, die durch meine Schuld vielleicht, ſchrekklicher Gedanke! in äuſſerſtem Elend' leben, vielleicht ein Hülfloſes Leben ſchon geendet haben! Welche Erde dekt ihren Staub? Welcher Himmels-

Strich läſst Thau und Regen auf ihr ruhiges Grab fallen? O wüſst ich's! ich wollte hineilen, meine grauen Loken wollt' ich da auf ihr Grab hinwerfen, wollte da meine übrigen Tage verweinen, und den lang gewünſchten Tod erwarten. O ich elender Vater! Sie weinen, mein Freund! Haben Sie Dank für dieſs Mitleiden! O ich bin es werth! Gott weiſs, ich bin es werth!

ERAST. Wie das Elend geſchäftig iſt, aller Orten Hoffnungen aufzuſuchen! Himmel! Nein, es iſt nicht, es kann nicht ſeyn! Mein Herr! O wie bedaur' ich Sie! Sie ſind ein unglüklicher Vater, und ich---

ZEHNTER AUFTRITT.

LUCINDE, DIE VORIGEN.

LUCINDE.

WIE, mein Geliebter! du hältſt deinen Ehr-würdigen Gaſt, der vielleicht müde iſt, ſo in der feuchten Abend-Luft. Wollen Sie ſich nicht bequem machen, mein Herr, ſo viel unſre Armuth Ihnen Bequemlichkeiten geben kann?

CLEON. Wenn Sie erlauben, ſo wird Ih-

re Geſellſchaft mir die angenehmſte von der Welt ſeyn.

SIMON. Ha! mein Herr! Gott im Himmel, was ſeh' ich! O! ſeh' ich recht? Gott im Himmel! was find' ich da bey dem Geld'?

ERAST. Himmel! was iſts?

SIMON. (*Zu Cleon.*) Sind Sie es, deſſen Name hier auf dieſem Zedel ſteht? (*Er giebt ihm ein Papier.*)

CLEON. Ja, ich bin's.

SIMON. O Gott! ſo umarmen Sie ſich! O ich muſs weinen wie ein Kind! Umarmen Sie ſich! Das iſt Ihr Vater, mein Herr! Das iſt Eraſt, Ihr Sohn, und Lucinde - - -

ERAST. Gott! wie? O mein Vater! (*Er fällt mit Lucinden vor ſeine Knie'.*)

CLEON. Meine Kinder! O Gott! Das Entzüken nimmt mir die Rede. O mein Sohn, meine Tochter! Wie ſo entſtellt! Gott! was hat meine Ungerechtigkeit dich leiden gemacht! Doch ja; du biſt's, du biſt mein Sohn! Ich kenne deine, ach durch zu langen Gram zerſtörten Geſichts-Züge wieder. Ach Gott! wie wunderbar, wie unvermuthet glüklich!

ERAST. Ach mein Vater! mein Vater!

LUCINDE. Und ich darf Vater Sie nen-

nen! darf als Ihre Tochter dieſe Hand mit Freuden-Thränen nezen! O mein Vater!

SIMON. (*Bringt beyde Söhne von der Hütte her.*) Da, Kinder, da kniet auch hin! Wir ſind glüklich, mit einmal glüklich. Ha! ich weiſs vor Freude nicht, wo ich bin.

CLEON. O ſteht auf! halte mich, Sohn! Mein Entzüken iſt über meine Kräfte. Umarmet mich, umarmet mich alle! Das ſind deine Kinder! O ſeyd mir geſegnet! O Lucinde, meine Tochter, Eraſt! O Gott im Himmel! du haſt meine Qualen geendet. Drey Jahre ſind's ſchon, ſeit mein erwachtes Gewiſſen mich mit unausſprechlichen Martern gequält hat; drey Jahre ſind's, ſeit ich in ſchmerzhafter Krankheit am Rande des Todes bebte, und mein Unrecht gegen dich mir die Erwartung des Todes mit Furcht und Entſezen erfüllte; wie ich auf meinem Bette winſelte, Kinder, wie Verzweiflungsvoll ich deinen Namen rief! O Gott! ſo rief ich, ſchenke mir Leben und Geſundheit, nimm mich in dieſer quälenden Angſt nicht hin, bis ich ihn gefunden habe, bis ich in ſeinen Armen mein Unrecht beklagen kann, und dann verſöhnt und mit frohem Gewiſſen an ſeiner Bruſt ſterbe. Schon

lange hab' ich umſonſt dir nachgeforſcht, lange umſonſt dich geſucht; geſegnete Stunde! wie werden meine alten Tage glüklich ſeyn! O verzeihet mir, Kinder! verzeihet meine unbilliche Strenge; ſie hat mich genug gemartert!

ERAST. Mein Vater!

LUCINDE. O machen Sie ſich keine Vorwürfe! O Gott, thun Sie das nicht! Kommen Sie in die Hütte, wir werden alle einige Erholung nöthig haben.

ERZEHLUNGEN

VON

DIDEROT.

AN DEN LESER!

Ich mache mit der Überſezung dieſer Erzehlungen Deutſchland ein Geſchenke, noch ehe Frankreich die Originale geſehen hat: aber ich bin dem Leſer die Nachricht ſchuldig, wie dieſe beyden Stüke in meine Hände gekommen ſind. Da ich meine neuen Idyllen herauszugeben entſchloſſen war, ſo war auch mein erſtes, darauf zu denken, ſogleich, durch eine gute franzöſiſche Überſezung derſelben, ſchlechtern zuvorzukommen. Wie ſehr natürlich war's, darſür zu ſorgen; da ich durch die Überſezungen meines Freundes, des Herrn Huber, Beyfall und Freunde bey Ausländern, und beſonders in Frankreich erhalten hatte. Ich machte dieſs Vorhaben meinen Freunden in Paris bekannt. Herr Diderot, deſſen Beyfall und Tadel mir immer ſchäzbar ſind, lieſs mir in den freundſchaftlichſten Ausdrüken ſa-

gen, dafs er mit mir zugleich erfcheinen wolle, und fandte mir die Hand-Schrift von diefen beyden Erzehlungen, um fie, mit dem Meinigen verbunden, herauszugeben. Er hatte von meinen neuen Arbeiten noch nichts gefehen: er kannte die erften, und glaubte, diefe müfstens würdig feyn, mit dem Seinigen zu erfcheinen. Wie fchmeichelhaft mufste mir diefe freundfchaftliche Zuverficht von einem fo groffen Kenner feyn!

Könnte ich ehrenhafter bey feiner Nation erfcheinen, als da fie dieſes Gefchenke von meiner Hand erhält? Könnte ich ehrenhafter vor Deutfchland erfcheinen, als da ich fie, mit dem Meinigen verbunden, in dieſer Überfezung liefere? Ich bin ftolz auf dieſes öffentliche Zeugnifs, das Herr Diderot feinen und meinen Landes-Leuten geben will, dafs er mich fchäzt und liebt.

DIE BEYDEN
FREUNDE VON BOURBONNE.

EINE ERZEHLUNG.

Es lebten hier ein Paar Leute, man könnte sie den Oreſt und Pylades von Bourbonne nennen; der eine hieſs Olivier, der andre Felix. Sie wurden am gleichen Tage, in dem gleichen Hauſe und von zwo Schweſtern gebohren. Die gleiche Milch nährte sie; denn da die eine von dieſen Müttern im Wochen-Bette ſtarb, nahm die andere beyde Kinder zu ſich. Mit einander wurden ſie erzogen, und blieben immer von andern Kindern abgeſondert. Sie liebten ſich, ſo wie man ſein Daſeyn, ſein Leben genieſst, ohne daran zu denken. Jeden Augen-Blik fühlten ſie es, und ſagten es vielleicht einander niemals. Olivier rettete einmal dem Felix, der ein groſſer Schwimmer ſeyn wollte, und beynahe ertrunken wäre, das Leben; aber keiner von beyden dachte nachher dran. Hundertmal zog Felix den Olivier aus verdrüſslichen Händeln, worein

ihn ſeine ungeſtüme Gemüths-Art verwikelte; und niemals fiel es dieſem ein, ihm dafür zu danken. Sie giengen mit einander heim, und redten entweder gar nichts, oder von was anderm.

Man looste für die Miliz; und das fatale Billet fiel auf Felix: Das andre iſt für mich, ſagte Olivier. Sie hielten ihre Dienſt-Zeit aus, und kamen ins Land zurüke: ob einander noch lieber als zuvor, das könnte ich eben nicht ſagen, Brüderchen! denn wenn gleich wechſelſeitige Wohlthaten eine überlegte Freundſchaft befeſtigen, ſo thun ſie vielleicht doch bey derjenigen nichts, die ich eine animaliſche, häusliche Freundſchaft nennen möchte. Bey der Armee ward Olivier einſt im Gefecht von einem Säbel-Hiebe bedroht, der ihm den Kopf ſpalten ſollte: Maſchinen-mäſſig ſtellte ſich Felix vor den Hieb, und behielt davon eine Narbe. Man behauptet, er ſey auf dieſe Wunde ſtolz geweſen; ich glaube es aber nicht. Bey Haſtenbek zog Olivier den Felix aus dem Haufen von Todten, unter denen er geblieben war. Wenn man ſie fragte, ſo redten ſie zuweilen jeder von der Hülfe, die er von dem andern empfangen; aber niemals von

der, die er dem andern geleiſtet hatte. Olivier redte von Felix, Felix von Olivier; aber ſie thaten mit nichts groſs. Als ſie eine Zeit-lang wieder im Lande waren, verliebten ſie ſich (zwar von ohngefehr) in das gleiche Mädchen. Nicht die geringſte Eifersucht war zwiſchen ihnen: der erſte, der die Leidenſchaft ſeines Freundes gewahr ward, entfernte ſich. Es war Felix. Olivier heyrathete; und Felix, des Lebens überdrüſſig, ohne zu wiſſen warum, ſtürzte ſich in allerley gefährliche Gewerbe, und ward zulezt ein Schleich-Händler. Es iſt dir bekannt, Bruder, daſs in Frankreich vier Gerichts-Kammern ſind, wo die Schleich-Händler gerichtet werden: Caen, Rheims, Valence und Toulouſe; und daſs unter allen vieren die zu Rheims die ſtrengſte iſt, in welcher ein gewiſſer Coleau präſidirt; der grauſamſte Mann, den die Natur je hervorgebracht hat. Felix ward, mit den Waffen in der Hand, ergriffen, vor den Coleau geführt, und, wie fünfhundert andre vor ihm, zum Tode verurtheilt. Olivier vernahm des Felix Schikſal. In einer Nacht ſteht er ſeinem Weib von der Seite weg auf; läuft, ohne ihr was zu ſagen, gen Rheims; geht

zum Richter Coleau, wirft ſich zu ſeinen Füſſen, und bittet um die Gnade, den Felix zu ſehn und zu umarmen. Coleau ſieht ihn an; ſchweigt eine Weile; winkt ihm, ſich zu ſezen. Olivier ſezt ſich. Nach einer halben Stunde zieht Coleau ſeine Uhr hervor: Wenn du deinen Freund noch beym Leben ſehn und umarmen willſt, ſagt er zu Olivier, ſo mache geſchwind; er iſt jezt auf dem Wege, und, geht meine Uhr recht, ſo wird er, ehe zehn Minuten vorbey ſind, gehangen ſeyn. Vor Wuth auſſer ſich ſteht Olivier auf, verſezt mit ſeinem Stoke dem Richter Coleau einen ungeheuern Streich auf das Genike, der ihn faſt todt auf den Boden ſtrekt; läuft gegen den Richt-Plaz; kömmt, ſchlägt auf den Henker; ſchlägt auf die Gerichts-Diener; bringt den Pöbel auf, der ohnedieſs ſchon über ſolche Hinrichtungen erbittert war. Es fliegen Steine, Felix wird befreyt und entkömmt. Jezt ſucht Olivier ſich zu retten: aber ein Soldat von der Marechauſſée hatte ihm mit dem Bajonet die Seite durchſtochen, ohne daſs er's fühlte. Er gewinnt das Stadt-Thor, kann aber nicht weiter gehn. Mitleidige Fuhr-Leute ſezen ihn auf ihren Karrn; und nur

einen Augen-Blik, ehe er den Geiſt aufgab, ward er vor ſeine Haus-Thüre gebracht. Kaum hatte er noch Zeit, ſeinem Weibe zu ſagen: Weib, komm her, daſs ich dich herze: Ich ſterbe! Aber der Narbigte iſt gerettet!

Als wir eines Abends nach unſrer Gewohnheit ſpazierten, ſahen wir vor einer Stroh-Hütte ein groſſes Weib ſtehn, und vier kleine Kinder waren zu ihren Füſſen. Ihr trauriges, aber entſchloſſenes Ausſehn machte uns neugierig; und unſere Aufmerkſamkeit erwekte die ihrige. Erſt ſchwieg ſie eine Weile: dann --- Seht da vier kleine Kinder, ſprach ſie; ich bin ihre Mutter, und habe keinen Mann mehr! Dieſe hohe Art, Mitleiden zu erweken, war recht dazu gemacht, uns zu rühren. Wir boten ihr unſre Hülfe an, die ſie mit guter Art annahm; und bey dieſem Anlaſſe haben wir die Geſchichte Oliviers, ihres Mannes, und ſeines Freundes, Felix, vernommen. Wir haben ſie empfohlen; und ich hoffe, es werde für ſie nicht ohne Nuzen geweſen ſeyn. Und ſo ſiehſt du wol, mein Freund, daſs Hoheit der Seele, und erhabne Eigenſchaften, allen Ständen und allen Ländern zukommen;

daſs oft einer in Dunkelheit ſtirbt, dem es nur an einem andern Schau-Plaze fehlte; und daſs man in einer Stroh-Hütte oder bey den Irokeſen zween Freunde finden kann.

Du verlangſt zu wiſſen, Brüderchen, was aus dem Felix geworden iſt. Dieſe Neugierde iſt ſo natürlich, und ihr Beweg-Grund ſo lobens-werth, daſs wir uns ein wenig Vorwürfe darüber machten, ſie nicht ſelbſt gehabt zu haben. Dieſen Fehler wieder gut zu machen, dachten wir zuerſt an Herrn Papin, Doktor der Gottes-Gelehrtheit, und Pfarrer bey St. Maria zu Bourbonne. Allein Mama fand beſſer, ſich bey dem Subdelegat Aubert, einem guten redlichen Manne, dieſer Sache halber zu erkundigen. Dieſer hat uns folgenden Bericht, auf deſſen Wahrheit du zählen kannſt, zugeſchikt:

„Benannter Felix lebt noch. Den Händen des Gerichts zu Rheims entwiſcht, floh er in die Wälder der Provinz, wo er während ſeines Schleich-Handels alle Stege und Wege kennen gelernt, und ſuchte der Wohnung des Olivier, deſſen Schikſal ihm

unbekannt war, nach und nach näher zu kommen."

„In dem innerſten eines Waldes, wo Sie, Madame, zuweilen ſpazierten, wohnte ein Kohlen-Brenner, deſſen Hütte dergleichen Leuten zur Zuflucht diente, und zugleich die Niederlage ihrer Waaren und Waffen war. Nicht ohne Gefahr, in die Neze der Marechauſſee zu fallen, die ihm auf dem Fuſſe nachfolgte, gieng Felix dahin: einige ſeiner Mitgenoſſen hatten die Nachricht von ſeinem Verhaft zu Rheims ſchon überbracht, und der Kohlen-Brenner und ſeine Frau hielten ihn bereits für hingerichtet, als er vor ihnen erſchien."

„Ich will es erzehlen, wie ich's von der Kohlen-Brennerin gehört habe, die vor nicht gar langer Zeit geſtorben iſt."

„Ihre Kinder, welche um die Hütte herſchlenderten, ſahen ihn zuerſt: indem er ſich verweilte, das jüngſte zu liebkoſen, deſſen Pathe er war, giengen die andern in die Hütte, und ſchrien: Felix! Felix! Vater und Mutter kamen heraus, und wiederholten das gleiche Freuden-Geſchrey: aber der Elende war von Müdigkeit und Hunger ſo abgemattet, daſs er nicht Kräfte hatte

zu antworten, und beynahe ohnmächtig in ihre Arme ſank."

„Die guten Leute ſprangen ihm bey, mit allem was ſie hatten. Sie gaben ihm Brod, Wein, und etwas Gemüs. Er ſaſs und ſchlief ein."

„Sein erſtes Wort, ſo bald er erwachte, war Olivier! Kinder, wiſst ihr nichts von Olivier? Sie ſagten ihm Nein. Er erzehlte ihnen die Begebenheit zu Rheims, brachte die Nacht und den folgenden Tag bey ihnen zu; ſeufzte und jammerte um Olivier, den er im Gefängniſſe zu Rheims glaubte. Er wollte dahin gehn; gehn, mit ihm zu ſterben. Es koſtete den Kohlen-Brenner und die Kohlen-Brennerin nicht wenig Mühe, ihn davon abzubringen."

„Um die Mitte der andern Nacht nahm er eine Flinte, und einen Säbel unter den Arm, rief mit leiſer Stimme dem Kohlen-Brenner --- Kohlen-Brenner! --- Felix! --- Nimm die Axt, wir wollen gehn --- Wohin? --- Schöne Frage! Zu Olivier. --- Sie gehn: aber, indem ſie aus dem Walde kommen, werden ſie von einem Haufen der Marechauſſée umringt."

„Ich berufe mich auf das, was mir die

Kohlen - Brennerin gesagt hat; denn es ist unerhört, dass zween Männer zu Fuss sich gegen zwanzige zu Pferde haben halten können. Vermuthlich waren diese zerstreut, und wollten ihren Fang lebendig haben. Dem sey nun wie ihm wolle, das Gefecht war hizig; fünf Pferde wurden lahm geschossen, und sieben Reuter mit dem Säbel oder mit der Axt niedergehauen. Der arme Kohlen-Brenner blieb von einem Schuss in den Schlaf todt auf dem Plaze. Felix erreichte den Wald wieder und lief, denn er war von ungläublicher Behendigkeit, von einer Stelle zur andern; lud im Lauf seine Flinte, schoss, pfif. Dieses Pfeifen, diese Flinten-Schüsse, zu verschiedner Zeit, von verschiednen Orten her gehört, jagten den Reutern der Marechaussée die Furcht ein, es müsse eine ganze Parthey Schleich-Händler da seyn. Sie zogen sich eilends zurük."

„Kaum sah sie Felix in der Ferne, so kehrte er wieder auf den Kampf-Plaz, lud des Kohlen-Brenners Leiche auf seine Schultern, und nahm den Rükweg zur Hütte, wo die Kohlen-Brennerin und ihre Kinder noch schliefen. Bey der Thüre stand er still, legte den Leichnam vor seine Füsse, und sezte

ſich, den Rüken an einen Baum gelehnt, und das Geſicht gegen den Eingang der Hütte gekehrt, nieder. Dieſs war der Anblik, der auf die Kohlen-Brennerin wartete, wenn ſie ihre Hütte öffnen würde."

„Sie erwacht, und findet den Mann nicht an ihrer Seite. Ihre Augen ſuchen den Felix. Kein Felix iſt da. --- Sie ſteht auf, geht hinaus; ſie ſieht, ſchreyt, fällt rükwärts zu Boden. Ihre Kinder laufen hinzu, ſehen, ſchreyen, wälzen ſich auf ihren Vater, wälzen ſich auf ihre Mutter. Durch den Lärm und durch das Geſchrey ihrer Kinder wieder zu ſich ſelbſt gebracht, zerrauft ſich die Kohlen-Brennerin die Haare, zerfleiſcht ihre Wangen. Felix, am Fuſſe ſeines Baumes unbeweglich, die Augen zugeſchloſſen, den Kopf rükwärts hängend, ſchreyt mit erſtorbner Stimme: Tödtet mich! Einen Augen-Blik wird es ſtille; dann fängt der Jammer und das Geſchrey wieder an, und Felix ruft wieder: Tödtet mich! Kinder, aus Erbarmen tödtet mich!"

„So brachten ſie drey Tag' und drey Nächte mit Jammern zu. An der vierten ſagte Felix zu der Kohlen-Brennerin: Weib, nimm deinen Querſak; thu Brod darein,

und folge mir! --- Nach einem langen Umweg' über unsre Berge, und durch die Wälder, langten sie endlich bey Oliviers Hause an, welches, wie Sie wissen, am Ende des Flekens ligt, wo sich die Strasse in zween Wege theilt, davon der eine in Burgund, der andre in Lothringen führt."

„Hier sollte Felix Oliviers Tod vernehmen, und sich zwischen den Wittwen zweener Männer befinden, die um seinetwillen ermordet worden. Er geht hinein. Hastig fragt er Oliviers Weib: Wo ist Olivier? Aus ihrem Stillschweigen, aus ihrer Kleidung, aus ihren Thränen merkt er, dass Olivier nicht mehr ist. --- Plözlich wird ihm übel; er fällt, und zerstösst sich den Kopf an dem Baktrog. Die beyden Wittwen hoben ihn auf; sein Blut flos auf sie herab, und beyde suchten es mit ihren Schürzen zu stillen: Und ihr seyd ihre Weiber, rief er, indem sie damit beschäftigt waren, und helfet mir! Dann ward er ohnmächtig, dann kam er wieder zu sich selbst, und seufzend rief er: Warum liefs er mich nicht? Warum mufst' er gen Rheims kommen? Warum liefs man ihn gehen? --- Endlich war er überall verrükt: er gerieth in Wuth; wälzte sich

auf dem Boden, und zerrifs ſeine Kleider. In einem ſolchen Anfall zog er ſeinen Säbel, und wollte ſich tödten: aber die beyden Weiber warfen ſich auf ihn, riefen um Hülfe, und die Nachbarn liefen herbey; man band ihn mit Striken, und lieſs ihm ſieben bis achtmal zur Ader. Mit der Erſchöpfung ſeiner Kräfte legte ſich endlich die Wuth; drey oder vier Tage blieb er wie todt. Nach Verfluſs derſelben kam er wieder zum Verſtande. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, ſchaut er um ſich her: Wo bin ich? Weiber, wer ſeyd ihr? --- Ich bin die Kohlen-Brennerin, antwortete ihm die eine. --- Ach ja, die Kohlen-Brennerin! --- Und ihr? --- Oliviers Weib ſchwieg. Dann fieng er an zu weinen, wandte ſich gegen die Mauer: --- Ich bin bey Olivier, ſagte er ſchluchzend --- dieſs Bett iſt Oliviers Bett --- und dieſes Weib hier war ſein Weib! Ach!"

„Die beyden Weiber trugen ſo viel Sorge für ihn; flöſsten ihm ſo viel Mitleiden ein; baten ihn ſo dringend, doch zu leben; ſtellten ihm ſo rührend vor, er ſey ihre einzige Zuflucht, daſs er ſich zulezt beruhigen lieſs."

„Die ganze Zeit über, da er in dieſem Hauſe blieb, legte er ſich niemals zu Bette. Des Nachts gieng er aus, irrte im freyen Felde herum, wälzte ſich auf der Erde, rief dem Olivier. Immer folgte ihm eine von den Weibern nach, und führte ihn beym Anbruch des Tages wieder heim."

„Verſchiedene Leute wuſsten, daſs er in Oliviers Hauſe war; darunter gab es auch übelgeſinnte; und beyde Weiber zeigten ihm die Gefahr, welcher er ſich ausſezte. Es war eines Nachmittags; Felix ſaſs auf einer Bank, den Säbel auf ſeinen Knien, die Ellbogen auf einen Tiſch geſtüzt, und beyde Fäuſte auf ſeinen Augen. Zuerſt antwortete er nichts. Oliviers Weib hatte einen Knaben von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren; die Kohlen-Brennerin ein Mädchen von fünfzehn. Kohlen-Brennerin, ſagte er plözlich zu ihr; geh, ſuche deine Tochter, und bringe ſie her! Er hatte einige Mann-Werke Wieſen, und verkaufte ſie. Die Kohlen-Brennerin gieng, und kam mit ihrer Tochter zurük. Oliviers Sohn heyrathete ſie. Felix gab ihnen das Geld von ſeinen Wieſen, umarmte ſie, bat mit Thränen um Verzeihung. Sie lieſſen ſich in der Hütte

nieder, wo ſie noch ſind, und den übrigen Kindern Vater- und Mutter-Stelle vertreten. Die beyden Wittwen blieben bey einander; und Oliviers Kinder hatten einen Vater, und zwo Mütter."

„Beynahe vor anderthalb Jahren ſtarb die Kohlen-Brennerin, und Oliviers Weib beweint ſie noch täglich."

„Eines Abends, da ſie den Felix belauſchten, (denn eine von beyden behielt ihn immer im Auge) ſahen ſie, daſs er in Thränen zerfloſs. Stillſchweigend ſtrekte er ſeine Arme gegen die Thür aus, die ihn von denſelben trennte. Dann ſchikte er ſich an, ſeinen Bündel zu paken. Sie ſagten ihm nichts; denn ſie ſahen nur gar zu wol, wie nöthig ſeine Abreiſe war. Ohne etwas zu reden, aſſen ſie alle drey zunacht. In der Nacht ſtand Felix auf; die Weiber ſchliefen nicht. Auf den Zehen gieng er gegen die Thür: da ſtand er ſtill, ſah nach dem Bette beyder Weiber um, wiſchte die Augen mit den Händen, und gieng fort. Die beyden Weiber drükten einander in die Arme, und brachten die übrige Nacht mit Weinen zu. Man weiſs nicht, wohin er ſich flüchtete: es vergieng aber ſelten eine Wo-

che, dafs er ihnen nicht etwas zur Unterftüzung fchikte."

„Der Wald, wo die Tochter der Kohlen-Brennerin mit Oliviers Sohne lebt, gehört einem Herrn Clerc von Ranconnieres, der fehr reich und Herr eines andern Dorfs, in diefen Gegenden, mit Namen Courcelles, ift. Eines Tags, da Herr von Ranconnieres oder Courcelles, wie Sie lieber wollen, in feinem Forft jagte, kam er zu des jungen Oliviers Hütte, gieng hinein, fcherzte und befprach fich mit deffen Kindern, welche ganz hübfch find. Die Figur der Frau war auch nicht fchlecht; fie gefiel ihm. Der ftandhafte Ton des Mannes, der viel von feinem Vater hatte, nahm ihn ein. Er vernahm die Begebenheiten ihrer Eltern; verfprach, für Felix um Gnade zu bitten; that es, und erhielt fie."

„Felix trat bey dem Herrn von Ranconnieres in Dienfte. Er gab ihm die Stelle eines Wild-Meifters."

„Ungefehr zwey Jahre hatte er im Schloffe Ranconnieres gelebt, und immer einen guten Theil feiner Befoldung den Wittwen zugefchikt, als ihn der Eifer für feinen Herrn, und die Dreiftigkeit feines Charakters, in

einen Handel verwikelten, der im Anfang nichts zu bedeuten hatte, aber die verdriefslichften Folgen nach fich zog."

„Herr von Ranconnieres hatte zu Courcelles den Herrn von Fourmont, Prefidialrath zu Ch**, zum Nachbar. Beyde Häufer waren nur durch einen Wehr-Stein abgefondert, welcher der Thüre des Herrn von Ranconnieres etwas ungelegen ftand, und das Einfahren der Kutfchen unbequem machte. Herr von Ranconnieres liefs ihn einige Schuhe gegen Herrn Fourmont zurükfezen; diefer fchob ihn wieder eben foviel gegen den Herrn von Ranconnieres. Daraus entftuhnd Hafs, Schimpf-Reden, und ein Procefs zwifchen beyden Nachbarn. Der Procefs vom Wehr-Stein veranlafste zween oder drey andere, beträchtlichere. So ftanden die Sachen, als eines Abends Herr von Ranconnieres mit feinem Wild-Meifter von der Jagd zurükkam, und auf der Straffe die Herren Fourmont, den Rath, und feinen Bruder, den Officier, antraf. Bruder, fagte der leztere, wie, wenn man diefem alten H** das Geficht zerfezte? Was meinft du? --- Diefes hörte der Herr von Ranconnieres nicht; aber zum Unglüke Felix, der fich

dreist gegen den jungen Herrn wandte. Mein Herr Officier, sprach er zu ihm, solltet ihr wol Herz genug haben, euch auch nur anzuschiken das zu thun, was ihr gesagt habt? Zugleich legte er seine Flinte nieder, und die Hand an den Griff seines Säbels, ohne den er niemals ausgieng. Der junge Officier zieht den Degen, und geht auf den Felix los; Herr von Ranconnieres läuft hinzu, stellt sich in die Mitte, und fasst seinen Wild-Meister. Inzwischen ergreift der Officier die Flinte, die auf dem Boden ligt, schiesst auf Felix, und verfehlt ihn; dieser antwortet mit einem Säbel-Hieb, dass dem jungen Herrn der Degen aus der Hand, und damit die Hälfte des Armes zu Boden fällt. — Und daraus erwächst ein Criminal-Handel noch über drey oder vier Civil-Processe. Felix ward ins Gefängniss gesperrt. Es erfolgten schrekliche Proceduren: eine oberkeitliche Person ward ihres Standes entsezt und beynahe geschändet; ein Officier ward vom Dienst ausgeschlossen; Herr von Ranconnieres starb vor Verdruss; und Felix, dessen Verhaft noch immer fortwährte, blieb der ganzen Rache der Fourmont ausgesezt. Sein Ende wäre unglüklich geworden, hät-

te ihm die Liebe nicht ausgeholfen. Des Stok-Meifters Tochter verliebte ſich in ihn und bahnte ihm den Weg zur Flucht. Dieſs iſt wenigſtens die allgemeine Vermuthung. Er gieng nach Preuſſen, wo er noch jezt unter dem Garde-Regimente ſteht. Man ſagt, er ſey ſeinen Cameraden lieb, und ſogar dem Könige bekannt. Sein Soldaten-Namen iſt *der Traurige*. Oliviers Wittwe hat mir geſagt, er fahre noch immer fort, ſie zu unterſtüzen."

„Dieſs iſt nun alles, Madame, was ich von des Felix Geſchichte erfahren konnte. Ich füge meinem Bericht einen Brief von Herrn Papin, unſerm Pfarrer, bey. Was er enthält, weiſs ich nicht; ich fürchte aber ſehr, der arme Prieſter, deſſen Verſtand ein bischen ſchmal, und das Herz ziemlich ſchlimm iſt, ſchreibe ihnen von Olivier und Felix nach ſeinen Vorurtheilen. Ich beſchwöre ſie demnach, halten ſie ſich lieber an dieſen Bericht, auf deſſen Wahrheit ſie zählen können; und an ihr eigenes gutes Herz, das ihnen beſſer rathen wird, als der vornehmſte Caſuiſt von der Sorbonne, welches Herr Papin nicht iſt."

BRIEF

VON

HERRN PAPIN,

DOKTOR DER GOTTESGELEHRTHEIT, UND PFARRER BEY ST. MARIA ZU BOURBONNE.

„Ich weiſs nicht, Madame, was ihnen der Herr Subdelegat von Olivier und Felix erzehlt haben mag, noch was für Antheil ſie an dem Schikſal der zween Straſſen-Räuber nehmen können, die alle ihre Schritte in dieſer Welt mit Blut beſudelt haben. Die Vorſehung, welche den einen geſtraft, hat dem andern einige Augen-Blike Friſt gelaſſen, die er ſich, wie ich ſehr befürchte, nicht zu Nuze machen wird: aber der Wille Gottes geſchehe! Ich weiſs, daſs es hier Leute giebt, (und ich würde mich nicht wundern, wenn der Herr Subdelegat unter der Zahl wäre) die von dieſen zween Menſchen, als von Muſtern einer auſſerordentlichen Freundſchaft, reden. Aber was iſt

die erhabenſte Tugend in den Augen Gottes, wenn ſie von den Empfindungen der Gottſeligkeit, von der Ehr-Furcht, die der Kirche und ihren Dienern gebührt, und von der Unterwerfung gegen das Geſez des weltlichen Oberherrn entblöſst iſt? Olivier iſt unter ſeiner Haus-Thüre ohne Sacramente geſtorben: und als ich zu Felix, der ſich bey den zwo Wittwen befand, berufen ward, konnte ich niemals was anders herausbringen, als den Namen Olivier; kein Zeichen der Religion; kein Merkmal der Buſſe! Ich finde auch nicht die geringſte Spur, daſs er je vor einem Beicht-Stuhl erſchienen ſey. Oliviers Weib iſt eine ſtolze Creatur, die ſich bey mehr als einer Gelegenheit gegen mich vergangen hat. Unter dem Vorwande, daſs ſie leſen und ſchreiben kann, glaubt ſie ſich im Stand, ihre Kinder zu erziehen; und man ſieht dieſe weder in der Schule, noch in meinen Unterweiſungen. Urtheilen Sie daraus, Madame, ob Leute von dieſer Art ihrer Gutthaten würdig ſind! Das Evangelium empfiehlt uns das Mitleiden gegen die Armen unabläſſig: allein durch eine gute Wahl der Elenden verdoppelt man den Werth ſeiner

Allmoſen; und niemand kennt die wahren Dürftigen beſſer, als ein gemeinſchaftlicher Hirt der Armen und Reichen. Wollten Sie, Madame, mich mit ihrem Zutrauen, beehren, ſo würde ich vielleicht die Proben ihrer Wohlthätigkeit auf eine ſolche Weiſe anwenden, welche für die Armen nüzlicher, und für Sie verdienſtlicher wäre."

Ich bin mit Hochachtung, u. ſ. f.

Die Frau von *** dankte dem Herrn Subdelegat Aubert für ſeine Gefälligkeit, und ſchikte ihre Allmoſen mit folgendem Briefchen an den Herrn Papin:

„Mein Herr! Ich bin Ihnen für Ihren weiſen Rath ſehr verbunden. Ich geſtehe Ihnen, die Geſchichte dieſer beyden Leute hatte mich gerührt; und Sie werden mir beyſtimmen, daſs das Beyſpiel einer ſo auſſerordentlichen Freundſchaft recht dazu gemacht war, ein gutes und empfindliches Herz zu verführen: aber Sie haben mich zurechtgewieſen, und ich hab' es begriffen, daſs es beſſer iſt, chriſtlichen und unglüklichen Tugenden Beyſtand zu leiſten, als bloſs natürlichen und heidniſchen. Ich bitte Sie, die geringe Summe, die ich Ihnen ſende, anzu-

nehmen, und ſie nach einer klügern Mildthätigkeit auszutheilen, als die meinige nicht iſt."

Ich habe die Ehre zu ſeyn, u. ſ. f.

Man wird ſich leicht vorſtellen, daſs die Wittwen Olivier und Felix an den Allmoſen der Frau von * ** nicht den geringſten Antheil bekamen. Felix ſtarb; und das arme Weib wäre mit ihren Kindern vor Elend zu Grunde gegangen, hätte ſie ſich nicht in den Wald zu ihrem ältern Sohne geflüchtet, wo ſie, ihres hohen Alters ungeachtet, arbeitet, und ſich mit ihren Kindern und Enkeln ernährt, ſo gut ſie kann.

Und ſo giebt es denn dreyerley Arten Erzehlungen? - - Es giebt ihrer wol mehr, werdet ihr mir ſagen - - - Ich bin's zufrieden: aber ich unterſcheide fürs erſte die Erzehlung nach der Weiſe Homers, Virgils, Taſſo's; und nenne ſie die wunderbare Erzehlung. In dieſer wird die Natur vergröſſert, die Wahrheit iſt hypothetiſch; und wenn der Erzehler das einmal gewählte Maaſs durchaus beobachtet; wenn ſowol in der Handlung, als in dem Ausdruk alles dieſem Maaſs

entſpricht, ſo hat er die Stuffe der Vollkommenheit erreicht, welche die Art ſeiner Arbeit zuläſst; und ihr könnt nichts mehr von ihm fodern. So bald ihr in ſein Gedicht eingeht, ſezt ihr den Fuſs in ein unbekanntes Land, worinn nichts ſo zugeht, wie in dem jenigen, wo ihr wohnet; ſondern wo alles im Groſſen geſchieht, wie hingegen um euch her im Kleinen. Demnach giebt es eine ſcherzhafte Erzehlung, nach der Art der Lafontaine, Vergiers, Arioſts, Hamiltons; wo der Erzehler weder die Nachahmung der Natur, noch die Wahrheit, noch die Täuſchung zum Zweke hat; er ſchwingt ſich in ganz eingebildete Sphären empor. Sagt dieſem: Sey aufgewekt, Sinn-reich, abwechſelnd, original, und ſogar ausſchweifend; ich bin's zufrieden: aber täuſche mich durch die Schilderung der Umſtände; das Bezaubernde der Form verberge mir immer die Unwahrſcheinlichkeit des Grund-Stoffs. Und wenn dieſer Erzehler das leiſtet, was wir hier von ihm fodern, ſo hat er alles gethan. Endlich giebt es noch die hiſtoriſche Erzehlung, wie die Novellen des Scarron, Cervantes, u. dgl. ſind. - - Weg, mit den hiſtoriſchen Erzehlungen, und mit dem Erzehler! Er iſt ein

matter, froſtiger Lügner. - - - Allerdings, wenn er ſein Hand- Werk nicht verſteht. Er ſezt ſich's vor, euch zu betrügen; er ſizt im Winkel euers Feuer- Herds, und hat die ſtrenge Wahrheit zum Gegenſtande: er will, daſs man ihm glaube; will interreſſiren, rühren, hinreiſſen, erſchüttern, die Haut ſchauern, und Thränen flieſſen machen. Wirkungen, die man ohne Beredſamkeit und Poeſie nicht hervorbringt. Aber die Beredſamkeit iſt eine Art von Lügen, und nichts hindert die Illuſion mehr als die Poeſie. Beyde vergröſſern, erweitern, übertreiben, erweken Miſstrauen. Wie wird es denn dieſer Erzehler angreifen, euch zu betrügen? So: Er wird in ſeine Erzehlung kleine Umſtände, die genau mit der Sache verbunden ſind, ſo einfältige, ſo natürliche, und dabey doch ſo ſchwer zuerfindende Züge ſtreun', daſs ihr euch genöthigt fühlen werdet, bey euch ſelbſt zu ſagen: Mein Treu, das iſt wahr! Dergleichen Dinge erfindt man nicht. So wird er die Vergröſſerung der Beredſamkeit und Poeſie wieder gut machen; ſo wird die Wahrheit der Natur das Blendwerk der Kunſt verbergen, und er wird widerſprechend ſcheinende Forderungen erfüllen: nämlich zu-

gleich ein Geſchicht-Schreiber und ein Poet, wahrhaft und ein Lügner ſeyn. Ein Beyſpiel, von einer andern Kunſt entlehnt, wird vielleicht beſſer begreiflich machen, was ich ſagen will. Ein Künſtler mahlt einen Kopf auf ſeine Lein-Wand; alle Formen ſind ſtark, groſs und regelmäſſig; es iſt das vollkommenſte, auserleſenſte Ganze. Wenn ich es betrachte, ſo fühl' ich Ehr-Furcht, Bewunderung, Schreken. Ich ſuche das Modell dazu in der Natur, und find' es nicht. In Vergleichung damit iſt alles ſchwach, klein, nichtsbedeutend: Dieſes iſt ein Ideal-Kopf, fühl' ich bey mir ſelber. Aber der Künſtler laſſe mich eine kleine Narbe an der Stirne dieſes Kopfes, oder eine Warze am Schlaf, eine unmerkliche Naht an der Unterlippe wahrnehmen -- und der Kopf, der mir ein Ideal war, wird augenbliklich ein Portrait. Ein Merkmal von Poken am Augen-Winkel oder neben der Naſe --und dieſes Weiber-Geſicht iſt nicht mehr das Geſicht der Venus, es iſt das Geſicht einer Nachbarin. Ich würde alſo unſern hiſtoriſchen Erzehlern ſagen: Eure Figuren ſind ſchön, wenn ihr wollt; aber die Warze am Schlaf, die Naht an der Lippe, das Merkmal der Poken ne-

ben der Naſe, welche ſie zu wahrhaften Figuren machen würden, mangelt ihnen. Und, wie mein Freund Cailleau ſagte: Ein wenig Staub auf meine Schuhe, und ich komme nicht aus meiner Kammer, ich komme vom Land zurük.

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

Hor. Art. Poët.

Und jezt noch ein bischen Moral auf ein bischen Poetik. Das ſteht ſo gut! -- Felix war ein Bettler, der nichts hatte. Olivier war ein andrer Bettler, der nichts hatte. Sagt das gleiche vom Kohlen-Brenner, von der Kohlen-Brennerin und von den übrigen Perſonen dieſer Erzehlung, und zieht daraus überhaupt dieſen Schluſs, daſs es ſelten eine vollkommne, wahre Freundſchaft geben kann, als zwiſchen Menſchen, die nichts haben. Alsdann macht ein Menſch das ganze Glük ſeines Freundes, und der

Freund das ganze Glük dieſes Menſchen aus. Daher die Erfahrungs-Wahrheit, daſs das Unglük alle Bande feſter knüpft - - - und der Stoff zu einem kleinen Paragraphe mehr, für die erſte Ausgabe des Buches *de l'Esprit*.

UNTERREDUNG

EINES VATERS MIT SEINEN KINDERN.

ODER:

VON DER GEFAHR,

SICH ÜBER DIE GESEZE WEGZUSEZEN.

Mein Vater, ein Mann von ausnehmendem Verſtand, war wegen ſeiner ſtrengen, frommen Redlichkeit in der ganzen Provinz berühmt. Mehr als einmal ward er von ſeinen Mitbürgern zum Schieds-Mann gewählt, und Fremde, die er nicht kannte, vertrauten ihm oft die Vollziehung ihres lezten Willens. Die Armen beweinten ſeinen Verluſt, als er ſtarb. So lang er krank lag, gaben groſs und kleine zu erkennen, wie viel Antheil ſie an ſeiner Erhaltung nähmen; und als man wuſste, daſs er ſich ſeinem Ende nahete, trauerte die ganze Stadt. Immer wird ſein Bild meinem Gedächtniſs gegenwärtig ſeyn. Mich dünkt, ich ſehe ihn in ſeinem Arm-Seſſel, mit ſeiner ruhigen Gebehrde und dem heitern Geſichte. Mich dünkt, ich hör' ihn noch. Hier iſt die Ge-

ſchichte eines von unſern Abenden, und das Muſter von der Anwendung der andern.

Es war Winter, und wir ſaſſen einmal beym Feuer um ihn her: der Abbé, meine Schweſter, und ich. Mein Sohn, ſagte er nach einem Geſpräche über die Unbequemlichkeiten eines berühmten Namens zu mir: Mein Sohn, wir haben beyde in der Welt Geräuſch gemacht; aber mit dem Unterſchiede: Das Geräuſch, welches du mit deinem Werk-Zeuge machteſt, hat dich ſelbſt; und das, welches ich mit dem meinigen machte, hat andre um ihre Ruhe gebracht. Nach dieſem guten oder ſchlechten Scherze des alten Hammer-Schmieds fieng er an zu ſtaunen, und uns mit einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit anzuſehen. Worüber ſtaunet ihr, mein Vater, fragte der Abbé? Daſs, verſezte er, der Ruf eines rechtſchaffnen Mannes, der wünſchens-würdigſte unter allen, auch ſeine Gefahren hat, ſelbſt für den, der ihn verdient. Noch ſchauert mir, fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, wenn ich daran denke. Würdet ihr's wol glauben, meine Kinder? Einmal in meinem Leben ſtand ich im Begriff, euch zu Grunde, ja, euch durchaus zu Grunde zu richten.

DER ABBE. Und wie das? MEIN VATER. Wie das? Ihr ſollt es hören:

Ehe ich anfange, (ſprach er zu meiner Schweſter.) Mädchen, lege mir das Kopf-Küſſen höher; es iſt zu tief heruntergeſunken. Und du, (ſprach er zu mir) mache meinen Schlaf-Rok zu; das Feuer brennt mich an die Beine. - - - Ihr alle habt ja den Pfarrer zu Thivet gekannt? MEINE SCHWESTER. Den guten alten Prieſter, der in ſeinem hundertſten Jahr an einem Morgen ſeine vier Meilen machte? DER ABBE. Der, hundert und ein Jahr alt, verſchied, als er den Tod eines Bruders vernahm, welcher bey ihm gewohnt, und das neun und neunzigſte erreicht hatte? MEIN VATER. Eben den. DER ABBE. Nun denn? MEIN VATER. Nun denn: Seine Erben, arme Leute, die, auf den Straſſen, auf dem Lande und bey den Kirch-Thüren zerſtreut, ihr Leben im Bettel zubrachten, ſchikten mir eine Procur, die mich bevollmächtigte, an Ort und Stelle zu gehen, und für die Sicherheit der Verlaſſenſchaft ihres Vetters, des verſtorbnen Pfarrers, zu ſorgen. Wie hätt' ich armen Leuten einen Dienſt abſchlagen ſollen, den ich verſchiednen reichen Familien

geleiſtet hatte? Ich gieng gen Thivet, wandte mich an das Gericht des Orts, liefs beſiegeln, und erwartete die Ankunſt der Erben, welche auch nicht ſäumten zu kommen. Es waren ihrer zehn bis zwölfe: Weiber ohne Strümpfe, ohne Schuhe, beynahe überall naket, welche Kinder, in ihre elenden Schürzen gehüllt, an der Bruſt hielten: mit Lumpen behängte Alte, die ſich hieher geſchleppt, und einen Bündel zerriſſener Kleider, in andre Fezen eingewikelt, am Stok über die Achſel trugen. Ein Auftritt des ſcheuſslichſten Elends!--- Stellt euch daraus die Freude der Erben bey dem Anblik von zehntauſend Franken vor, die einem jeden von ihnen zu Theil werden ſollten: denn, nur obenhin gerechnet, mochte die Erbſchaft des Pfarrers zum wenigſten auf hunderttauſend Franken kommen. Man nimmt das Siegel ab, ich fahre den ganzen Tag mit Inventiren fort: es wird Nacht, dieſe Elenden entfernen ſich, und ich bleibe ganz allein da: denn ich muſste eilen, ſie in den Beſiz dieſes Erbs zu ſezen, und zu beurlauben, um wieder bald zu meinen eignen Geſchäften zu kehren. Unter einem Schreibtiſche ſtand ein alter Kuffer, ohne Dekel, und voll allerley unnüzer Zettel,

alter Briefe, Sudel zu Antworten, verjährter Quittungen, unnüzer Empfang-Scheine, Ausgab-Rödeln, u. dgl. Aber in einem solchen Falle wird alles gelesen; man übergeht nichts. Mit dieser verdrüfslichen Musterung nun war ich bald am Ende, als mir eine ziemlich weitläufige Schrift in die Hand fiel: und diese Schrift wisst ihr wol, was es war? --- Ein Testament! vom Pfarrer unterschrieben! Ein Testament, dessen Datum so alt war, dass die, welche er zu desselben Vollziehern ernannte, seit zwanzig Jahren todt sind! Ein Testament, worinn er die armen Leute, die um mich her schliefen, auf die Seite, und die Fremins, die reichen Buch-Händler von Paris, die du kennen mufst, zu Universalerben einsezte. Ich überlasse es euch, von meinem Erstaunen, von meinem Kummer zu urtheilen. Denn, was, sollt' ich nun mit dieser Schrift anfangen? Sie verbrennen. Warum nicht? Trug sie nicht alle Merkmale der Verwerfung? Zeugten nicht, sowol der Ort, wo ich sie gefunden, als die Papiere, womit sie vermengt lag, und denen sie gleichete, schon wider sie, ohne von ihrer schreyenden Ungerechtigkeit nur ein Wort zu sagen? So dacht' ich bey

mir ſelbſt; und da ich mir zugleich die Untröſtlichkeit dieſer armen, in ihrer Hoffnung betrognen, beraubten Erben vorſtellte, rükte ich mit dem Teſtament allmählich zum Feuer: allein, andre Gedanken, die ſich den erſten in den Weg legten; ich weiſs nicht was für eine Angſt, mich in der Entſcheidung eines ſo wichtigen Falls zu betrügen; Miſstrauen in meine Einſichten; die Furcht, ich möchte mehr der Stimme des Mitleids, die im innerſten meines Herzens rief, als der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben; dieſs alles hielt mich plözlich zurük, und ich brachte die übrige Nacht mit Zweifeln zu, ob ich dieſe unbillige Acte, die ich verſchiedne Male, unentſchloſſen, ob ſie fallen zu laſſen oder zurükzuziehen, über die Flamme hielt, verbrennen ſollte oder nicht. Der lezte Entſchluſs gewann. Eine Minute früher oder ſpäter, würde der entgegengeſezte gewonnen haben. In meiner Verlegenheit glaubt' ich, es wäre klug, jemand Verſtändigen um Rath zu fragen. Mit Anbruch des Tags ſeze ich mich zu Pferde; eile über Kopf und Hals in die Stadt, bey meinem Haus, ohne hineinzugehn, vorbey, und ſteige bey dem Seminarium ab, welches damals die Peres de

l'Oratoire inne hatten, von denen einer wegen ſeiner gründlichen Einſichten und heiligen Wandels vorzüglich berühmt war; nämlich ein gewiſſer Pater Bouin, der im ganzen Kirch-Sprengel den Ruhm des gröſsten Caſuiſten hinterliefs.

So weit war mein Vater in ſeiner Erzehlung gekommen, als Doktor Biſſei, der Freund und Arzt unſers Hauſes, hineintrat. Er erkundigte ſich nach der Geſundheit meines Vaters; fühlte ihm den Puls; that etwas zu ſeiner Lebens-Ordnung hinzu, und etwas davon, nahm einen Seſſel, und fieng an mit uns zu ſchwazen.

Mein Vater fragte ihn um Nachricht von einigen ſeiner Kranken, und unter andern von einem alten diebiſchen Intendent bey Herrn Meſangere, geweſnen Maire unſrer Stadt. Dieſer Intendent hatte die Sachen ſeines Herrn in Unordnung und Verfall gebracht, unter deſſen Namen falſche Darlehne aufgenommen, wichtige Schriften auf die Seite geſchafft, ſich gewiſſe Fonds zugeeignet, und kurz unzählige Schelmen-Streiche begangen, die gröſsten Theils erwieſen waren; und es ſtand eben auf dem Punkt, daſs er um Ehr' und Gut, wo nicht

gar um den Kopf, kommen ſollte. Dieſer Handel beſchäftigte damals die ganze Provinz. Der Menſch befände ſich ſehr ſchlimm, ſagte der Doktor; doch hätt' er die Hoffnung nicht aufgegeben, ihn wieder herzuſtellen. MEIN VATER. Das heiſst ihm einen ſehr ſchlimmen Dienſt erweiſen. ICH. Und ein ſehr ſchlimmes Werk thun. DOKTOR BISSEI. Ein ſchlimmes Werk? Und warum das, wenn es Ihnen beliebt? ICH. Darum, weil es in dieſer Welt ſo viele Böſewichter giebt, daſs es eben nicht nöthig iſt, diejenigen zurükzuhalten, die Luſt haben daraus wegzugehen. DOKTOR BISSEI. Ihn zu heilen iſt meine Sache, nicht ihn zu richten. Ich will ihn heilen, weil es mein Hand-Werk iſt; hernach wird ihn die Obrigkeit hängen laſſen, weil ſolches das ihrige iſt. ICH. Aber, Herr Doktor, es giebt einen Beruf, der jedem rechtſchaffnen Bürger, Ihnen und mir, gemein iſt: nämlich nach allen Kräften zum Nuzen des gemeinen Weſens zu arbeiten. Und die Erhaltung eines Miſſethäters, von dem die Geſeze es unverzüglich befreyen werden, iſt, dünkt mich, kein Nuzen für daſſelbe. DOKTOR BISSEI. Wem kömmt es aber zu, ihn für einen Miſſethäter zu erklären? Et-

wann mir? ICH. Nein; aber ſeinen Handlungen. DOKTOR BISSEI. Und wem kömmt es zu, über ſeine Handlungen zu ſprechen? mir? ICH. Nein. Aber erlauben Sie mir, Herr Doktor, den Fall ein wenig zu ändern, und anzunehmen, die Verbrechen eines kranken Miſſethäters ſeyn öffentlich bekannt; man beruft Sie; Sie kommen eilends hin, öffnen die Umhänge, und erkennen Cartouche oder Nivet? Würden ſie Cartouche oder Nivet geſund machen? — DOKTOR BISSEI ſtand einen Augen-Blik an, antwortete aber ſtandhaft: Ja; er würde den Namen des Kranken vergeſſen, und ſich allein mit ſeiner Krankheit beſchäftigen; das wäre die einzige Sache, wovon es ihm erlaubt ſey zu urtheilen: denn, einen Schritt weiter, würd' er bald nicht mehr wiſſen, wo ſtillſtehen. Das hieſſe das Leben des Menſchen der Unwiſſenheit, den Leidenſchaften und Vorurtheilen preisgeben, wenn die Unterſuchung der Sitten und des Wandels eines Kranken der Verordnung des Arztes vorgehen müſste. Was Sie mir von Nivet ſagen, das würde mir ein Janſeniſt von einem Moliniſten, ein Catholik von einem Proteſtanten ſagen. Entfernen Sie mich von Cartouches Bette, ſo

wird mich ein Fanatiker von dem Bette eines Atheiſten jagen. Das Maaſs der Arzneyen zu beſtimmen, das giebt ſchon Arbeit genug, ohne ſich mit dem Maaſs der Sünden zu beladen, ob ſolche es erlauben, jene anzuwenden, oder nicht. - - Aber, Herr Doktor (verſezte ich), wenn der erſte Verſuch, den der Böſewicht, nach ihrer ſchönen Cur, mit ſeiner Geneſung anſtellte, dieſer wäre, ihren Freund zu ermorden, was würden Sie ſagen? Legen Sie die Hand auf ihr Herz; würd' es Sie nicht gereuen, ihn geheilt zu haben? Würden Sie nicht mit Bitterkeit ausrufen: Warum hab' ich ihm geholfen? warum lieſs ich ihn nicht ſterben? Wäre das nicht genug, den ganzen Reſt ihres Lebens zu verbittern? DOKTOR BISSEI. Gewiſs würde mich der Kummer aufreiben; aber Gewiſſens-Unruhe würd' ich darum nicht fühlen. ICH. Und was für Unruhe könnten Sie denn wol deswegen fühlen, daſs Sie einen raſenden Hund, ich ſage nicht getödtet hätten, denn davon iſt die Rede nicht; ſondern daſs Sie ihn hätten umkommen laſſen? Hören Sie, Herr Doktor; ich bin unerſchrokner als Sie, und laſſe mich nicht durch eitele Trug-Schlüſſe an der

Naſe führen. Geſezt, ich bin ein Arzt. Ich ſehe den Kranken an, der mich rufen läſst, und erkenne einen Böſewicht: ich rede ſo mit ihm: Unglüklicher, mache geſchwind fort, daſs du ſtirbſt; das iſt das beſte, was dir, für andre und für dich, begegnen kann. Ich weiſs wol, was zu thun wäre, das Seiten-Stechen, das dich quält, zu vertreiben; aber ich werde mich wol hüten, es zu verordnen: ich haſſe meine Mitbürger nicht ſo ſehr, daſs ich dich wieder unter ſie bringen, und mir ſelber durch die neuen Verbrechen, die du begehen würdeſt, einen immerwährenden Kummer bereiten ſollte. Ich will kein Mitgenoſſe deiner Verbrechen ſeyn. Man würde den ſtrafen, der dich in ſeinem Hauſe verſtekte; und ich ſollte den für unſchuldig ſchäzen, der dich beym Leben erhält? Das kann nicht ſeyn. Wenn ich ja etwas bedaure, ſo iſt es, daſs, indem ich dich dem Tod überliefere, ich dich der ſtrengſten Todes-Strafe entreiſſe. Ich gebe mich alſo nicht damit ab, den ins Leben zurükzubringen, deſſen Ankläger zu ſeyn mir die natürliche Billichkeit, die Wolfahrt der Geſellſchaft, und die Sicherheit meiner Brüder einſchärfen. Stirb! Und man ſage

nicht, dafs durch meine Kunft und Bemühungen ein Ungeheuer mehr in der Welt fey. DOKTOR BISSEI. Adieu, Papa. Aber! -- Weniger Caffee nach dem Eſſen, hören Sie? MEIN VATER. Ach Herr Doktor, es ift eine ſo gute Sache um den Caffee! DOKTOR BISSEI. Wenigſtens mit viel viel Zuker. MEINE SCHWESTER. Aber, Herr Doktor, der Zuker wird ihn erhizen. DOKTOR BISSEI. Mährchen! -- Leben Sie wol, Herr Philoſoph! ICH. Noch ein Wort, Herr Doktor! Während der lezten Peſt zu Marſeille waren Straſſen-Räuber, die ſich in die Häuſer zerſtreuten, plünderten, mordeten, und ſich die allgemeine Verwirrung zu Nuze machten, ſich durch allerley Frevel-Thaten zu bereichern. Einer dieſer Straſſen-Räuber ward ſelbſten von der Peſt befallen, und von einem der Leichen-Gräber, welche die Policey beſtellt hatte, die Todten wegzutragen, erkannt. Dieſe Leute warfen die Leichen aus den Häuſern auf die Gaſſe. Der Todten-Gräber ſieht den Böſewicht an, und: Ey, Schurke, (ſagte er zu ihm) biſt's du? pakt ihn zugleich bey den Füſſen, und ſchleppt ihn zum Fenſter. Der Kerl ſchreyt: Ich bin nicht todt! Du biſt todt genug, ver-

ſezte der andre; und ſtürzt' ihn unverzüglich vom dritten Stok-Werk hinunter. Wiſſen Sie, Herr Doktor, dieſer Todten-Gräber, der den angeſtekten Böſewicht mit ſo guter Art abfertigte, iſt in meinen Augen weniger ſtrafbar, als ein geſchikter Arzt, wie Sie, der ihn geheilt hätte -- und jezt können Sie gehen. DOKTOR BISSEI. Mein lieber Herr Philoſoph, ich will Ihren Wiz und Ihren Eifer bewundern, ſoviel Sie wollen; aber Ihre Sitten-Lehre wird weder die meinige, noch, ich wette, des Abbé ſeine ſeyn. DER ABBE. Sie wetten ſicher. --- Ich wollte ſogleich mit dem Abbé anbinden; aber mein Vater wandte ſich zu mir: Du ſtreiteſt, ſagte er lächelnd, wider deine eigne Sache. ICH. Wie das? MEIN VATER. Du willſt den Schurken, den Intendent des Herrn Meſangere, todt haben, nicht wahr? So laſs denn den Doktor nur machen. --- Aber ſagt mir nun, wo blieb ich in meiner Geſchichte? MEINE SCHWESTER. Ihr waret bey dem Pater Bouin.

MEIN VATER. Ich erzehlte ihm die Begebenheit. Nichts iſt rühmlicher (ſagte mir Pater Bouin) als die Empfindung des Mitleidens, welches Ihr Herz für dieſe unglükli-

chen Erben einnimmt. Unterdrüken Sie das

Teſtament, helfen Sie ihnen, ich bin's zufrieden: aber nur mit dem Bedinge, daſs Sie dem Univerſalerben genau die gleiche Summe erſezen, die Sie ihm werden entzogen haben; weder mehr noch weniger.--- Aber es friert mich an den Rüken: der Doktor wird die Thüre offen gelaſſen haben. Geh, Mädchen, ſchlieſſe zu. MEINE SCHWESTER. Ja; aber ihr werdet, hoff' ich, nicht fortfahren, bis ich wieder da bin. MEIN VATER. Das verſteht ſich.

Meine Schweſter lieſs uns eine Weile warten, und kam jezt wieder: Es iſt der Narr, ſprach ſie (etwas verdrüſslich) der über ſeiner Thüre zween Zettel ausgehängt hat, wo auf dem einen ſteht: „Dieſs Haus iſt zu verkaufen um zwanzigtauſend Franken, oder zu vermiethen um zwölfhundert Franken, des Jahrs, ohne Verſchreibung; und auf dem andern: zwanzigtauſend Franken auszuleihen auf ein Jahr, um ſechs vom hundert." ICH. Ein Narr, Schweſter? Geſezt aber, es ſey nur ein Zettel, wo ihr zween ſehet; wenn der Darlehn-Zettel nichts anders als die Überſezung des Vermieth-Zettels wäre? Allein, was geht das uns an?--- Und was ſagte der Pater Bouin weiter?

MEINVATER. Und wer hat Sie bevollmächtigt (fuhr er fort) Acten die Gültigkeit zu nehmen oder zu geben? Wer hat Sie bevollmächtigt, die Abfichten der Verftorbenen zu erklären? --- Aber, Pater Bouin, der Koffer? --- Wer hat Sie bevollmächtigt, zu entfcheiden, ob dieſes Teftament aus Übereilung verworfen, oder aus Verſehen verlegt worden ſey? Iſt es Ihnen niemals begegnet, daſs Sie etwa in einem Winkel Ihrer Werk-Stätte ein wichtiges Papier wieder fanden, welches Sie aus Unachtſamkeit hatten fallen laſſen? --- Aber, Pater Bouin, das Datum und die Unbillichkeit dieſer Schrift? -- Wer hat Sie bevollmächtigt, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dieſer Acte zu ſprechen, und das Univerſalvermächtniſs mehr für eine unrechtmäſſige Verſchenkung, als für eine Wiedererſtattung, oder für irgend ein anders rechtmäſſiges Werk, wie Sie ſich ſolches immer vorſtellen wollen, anzuſehen? --- Aber, Pater Bouin, die unmittelbaren und dürftigen Erben; und dieſer weitläuftige Verwandte, nur aus der Nebenlinie, und ſo reich? --- Wer hat Sie bevollmächtigt, abzuwägen, was der Verſtorbne ſeinen nahen Verwandten, die Sie nicht ken-

nen, oder den Buch-Händlern, die Sie nicht beſſer kennen, ſchuldig war? --- Aber, Pater Bouin, dieſer Haufen Briefe von den Fremins, die ſich der Verſtorbne nicht einmal zu öffnen die Mühe genommen hatte? -- Denn das iſt ein Umſtand (ſagte mein Vater zu uns) den ich euch zu erzehlen vergeſſen habe, daſs unter dem Haufen Papiere, worinn ich das fatale Teſtament gefunden, zwanzig, dreyſſig, ich weiſs nicht wie viel, Briefe von den Fremins lagen; und alle noch verſiegelt. --- Da iſt, ſagte Pater Bouin, weder Koffer, noch Datum, noch Briefe, noch Pater Bouin; weder wenn, noch aber, das Stich halte: es iſt niemand erlaubt, die Geſeze zu brechen, ſich in die Geſinnungen der Verſtorbnen einzulaſſen, und über eines andern Gut zu befehlen. Hat die Vorſehung beſchloſſen, durch die zufällige Erhaltung dieſes Teſtaments entweder ihre Clienten, oder die eingeſezten Erben, oder den Verſtorbnen, denn man weiſs nicht welchen, zu züchtigen, ſo muſs es bleiben.

Nach einer ſo deutlichen und beſtimmten Entſcheidung des verſtändigſten Mannes aus unſrer Geiſtlichkeit, blieb ich beſtürzt und zitternd daſtehn, und überdachte, was

aus mir, was aus euch, meine Kinder, würde geworden seyn, wenn es mir begegnet wäre, dafs ich das Teftament, wie ich mehr als zehnmal in Verfuchung war, verbrannt, und erft hernach, von Zweifeln gequält, den Pater Bouin um Rath gefragt hätte. Ich hätte erftattet, o ich hätte erftattet! Nichts ift gewiffer: und, ihr wärt zu Grunde gerichtet!

MEINE SCHWESTER. Aber auf dieſes, mein Vater, mufstet ihr wieder in den Pfarr-Hof gehen, und den armen Leuten ankündigen, es wäre nichts da, das ihnen gehörte, und fie könnten wieder weggehen, wie fie gekommen find. Wo nahmet ihr, mit der mitleidigen Seele, die ihr habet, das Herz dazu? MEIN VATER. Das weifs ich wahrlich felbft nicht. Im erften Augen-Blik fiel ich auf den Gedanken, mich meiner Procur zu entladen, und meine Stelle durch einen Sachwalter vertreten zu laffen: allein ein folcher hätte fich derfelben nach aller Strenge bedient, und die armen Leute, deren Unglük ich vielleicht erleichtern konnte, bey den Schultern gekriegt und weggeprügelt. Ich kehrte alfo am gleichen Tage nach Thivet zurük. Meine plözliche Abwefenheit, und die Maafs-Regeln, die ich vor meiner

Abreiſe genommen, hatten Unruhe erwekt; die traurige Miene, womit ich wieder erſchien, erwekte noch viel mehr. Indeſſen zwang und verſtellte ich mich, ſo gut ich immer konnte. ICH. Das will ſagen ſchlecht genug. MEIN VATER. Ich fieng damit an, daſs ich alle koſtbare Sachen in Sicherheit brachte, und eine gewiſſe Anzahl Leute, die mich im Noth-Falle beſchüzen könnten, im Hauſe verſammelte: dann öffnete ich den Keller und die Korn-Böden, und überlieſs ſie dieſen Unglüklichen, die ich einlud, zu eſſen und zu trinken, und Wein, Getraide und allen übrigen Speiſe-Vorrath unter ſich zu theilen. DER ABBE. Aber, mein Vater! — MEIN VATER. Ich weiſs es, dieſes gehörte ihnen eben ſo wenig als das übrige. ICH. Nun, ja doch, Abbé, du unterbrichſt uns. MEIN VATER. Hernach --- blaſs, wie der Tod, und auf meinen Beinen zitternd, öffnete ich den Mund, und konnte kein Wort finden; ſezte mich nieder, ſtand wieder auf; fieng etwas zu reden an, und konnte es wieder nicht zu Worten bringen; weinte. Die beſtürzten Leute umringten mich, ſchrien von allen Seiten her: Nun dann, werthefter

Herr, was ist's doch? --- Was es ist? verſezte ich: --- Ein Teſtament, ein Teſtament, das duch enterbt. Es koſtete mich ſo viel, dieſe wenigen Worte auszuſprechen, daſs ich beynahe in Ohnmacht geſunken wäre. MEINE SCHWESTER. Das kann ich mir vorſtellen.

MEIN VATER. Was für ein Auftritt, meine Kinder, was für ein Auftritt war der, welcher izt folgte. Mir ſchauert, daran zu denken! Mich dünkt, ich höre noch das Geſchrey des Schmerzens, der Wuth, der Raſerey, das Geheul der Flüche. -- Hier legte mein Vater ſeine Hände auf die Augen und auf die Ohren. Dieſe Weiber (ſagte er) dieſe Weiber, ich ſehe ſie noch. Die einen wälzten ſich auf der Erde, riſſen ſich die Haare aus, zerfleiſchten ihre Wangen und Brüſte; die andern ſchäumten, hielten ihre Kinder bey den Füſſen, im Begriff, ihnen die Köpfe auf den Boden zu ſchmettern, wenn man ſie hätte machen laſſen. Die Männer brachen, zerſchlugen, warfen alles unter über ſich, was ihnen in die Hände fiel; drohten, Feuer in das Haus zu legen: andre krazten brüllend die Erde mit ihren Nägeln auf, als ob ſie des Pfarrers Leichnam ſuchten, ihn zu zerreiſſen; und

mitten durch dieſen Lärm brach das durchdringende Geſchrey der Kinder hervor, die, ohne zu wiſſen warum, an der Verzweiflung ihrer Eltern Theil nahmen, ſich an ihre Kleider hängten, und unmenſchlich von ihnen weggeſtoſſen wurden. Ich glaube nicht, daſs ich jemals in meinem Leben ſo viel gelitten habe.

Inzwiſchen hatte ich den Fremins geſchrieben, ihnen von allen Nachricht gegeben, und in ſie gedrungen, eilends zu kommen; dieſs wäre das einzige Mittel, einem ſchlimmen Zufall vorzubeugen, den ich anderſt nicht würde hindern können.

Durch die Hoffnung, womit ich mir in der That ſchmeichelte, von dem Erben eine völlige Entſagung ſeiner Rechte zu erhalten, oder ihn wenigſtens zu einer günſtigen Erklärung zu vermögen, hatte ich dieſe Unglüklichen ein wenig beruhigt, und in die entfernteſten Hütten des Dorfes zerſtreut.

Fremin kam von Paris: ich ſah ihn ſtarr an, und fand eine harte Miene, die nichts Gutes verſprach. ICH. Groſſe, ſchwarze und dike Augen-Braunen; tiefe und kleine Augen; ein breiter, etwas ſchiefer Mund; eine ſchwarz-braune Farbe; von Poken wie ein

Sieb durchlöchert. MEIN VATER. Genau ſo. Nicht mehr als dreiſſig Stunden hatte er gebraucht, ſeine ſechzig Meilen zu machen. Gleich Anfangs zeigte ich ihm die armen Leute, deren Sache ich verfechten ſollte: ſie ſtanden alle ſtarr aufrecht, ſchweigend vor ihm; die Weiber weinten; die Männer lehnten ſich auf ihre Stöke, und hielten die Hände in ihren Müzen. Fremin ſaſs, die Augen zugeſchloſſen, den Kopf abhängend, das Kinn auf die Bruſt gelehnt, und ſah ſie nicht an. Mit allem mir möglichen Nachdruk redte ich zu ihren Gunſten. Ich weiſs nicht, wo man das hernimmt, was man in dergleichen Fällen ſagt. Ich zeigte ihm Hand-greiflich, wie ungewiſs es wäre, daſs er dieſe Erbſchaft auf eine rechtmäſſige Weiſe erlange: ich beſchwur ihn bey ſeinem Reichthume, bey dem Elende, das er vor Augen hätte: ja, ich glaube, ich warf mich zu ſeinen Füſſen. Nicht einen Heller konnt' ich herauspreſſen. In alle dieſe Betrachtungen, war ſeine Antwort, laſſe er ſich nicht ein; es wär' ein Teſtament da; die Geſchichte dieſes Teſtaments ſey ihm gleichgültig, und er wollte ſich lieber an mein Betragen, als an meine Reden, halten.

Vor Unwillen warf ich ihm die Schlüssel vor die Nase; er hob sie auf, und bemächtigte sich von allem. Ich kam so bestürzt, so abgemattet, so verändert wieder heim, dafs eure damals noch lebende Mutter glaubte, es wäre mir ein grosser Unfall begegnet. --- Ach meine Kinder, was für ein Mensch dieser Fremin war!

Auf diese Erzehlung erfolgte ein tiefes Stillschweigen, und jedes dachte der sonderbaren Begebenheit auf seine Weise nach. Es kamen einige Besuche. Ein Geistlicher, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere; ein diker Prior, der sich besser auf den guten Wein, als auf die Moral verstand, und der das *Moyen de parvenir* mehr durchblättert hatte, als die *Conférences de Grenoble*; eine richterliche Person, mit Namen Dubois, Notar und Polizey-Lieutenant; und bald darauf ein Hand-Werker, der mit meinem Vater zu reden verlangte. Man liefs ihn hereinkommen, und mit ihm einen alten Ingenieur der Provinz, der in der Einsamkeit lebte, und der Mathematik, die er ehemals gelehrt hatte, oblag: er war des Hand-Werkers Nachbar, und der Hand-Werker selbst war ein Hut-Macher,

Des Hut-Machers erſtes Wort war, daſs er meinem Vater zu verſtehen gab, die Geſellſchaft wäre für das, was er ihm zu ſagen hätte, ein wenig zu Zahl-reich. Jedermann ſtand auf; der Prior, der Notar, der Geometer und ich, die der Hut-Macher zurükhielt, blieben da.

Herr Diderot, (ſprach er zu meinem Vater, nachdem er ſich im Zimmer amgeſehen hatte, ob ihn ſonſt jemand hören könnte): Ihre Redlichkeit und Ihre Einſichten bringen mich hieher; und es iſt mir nicht unangenehm, dieſe übrigen Herren anzutreffen, die mich vielleicht nicht kennen, mir aber alle bekannt ſind. Ein Prieſter, ein Juriſt, ein Gelehrter, ein Philoſoph, und ein rechtſchaffener Mann! Es müſste ein ſeltſamer Zufall ſeyn, wenn ich bey Perſonen von ſo verſchiednem Stande, und alle gleich billich und aufgeklärt, den Rath nicht finden ſollte, den ich nöthig habe. Vor allem aus, fügte der Hut-Macher bey, verſprechen Sie mir, meine Sache verſchwiegen zu halten, was für eine Partey ich auch zu ergreifen gut finde. Man verſprach es ihm, und er fuhr fort:

Ich habe keine Kinder. Von meiner lez-

ten Frau, die ich ungefähr vor vierzehn Tagen verlohren, bekam ich keine. Seit dieſer Zeit lebe ich nicht mehr; ich mag weder eſſen noch trinken, weder ſchlafen noch arbeiten. Ich ſteh' auf, ich kleide mich an, ich geh aus, und ſchlentre, von einem tiefen Kummer verzehrt, in der Stadt herum. Meine kranke Frau habe ich achtzehn Jahr lang gewartet; alle Dienſte, die von mir abhiengen und ihr betrübter Zuſtand erfoderte, hab' ich ihr erwieſen. Meine Ausgaben für ſie haben den Betrag unſrer geringen Einkünfte und meiner Arbeit aufgezehrt, und mich in Schulden geſtekt. Nun, bey ihrem Tode, würde ich mich von Mühe und Arbeit entkräftet, und die Zeit meiner jungen Jahre verlohren ſehen: mit einem Wort, ich würd' es nicht weiter gebracht haben, als am erſten Tage unſrer Haushaltung, wenn ich die Geſeze beobachtete, und ſo dasjenige an weitläufige Verwandte aus der Nebenlinie kommen lieſſe, was von dem Heyrath-Gut, das meine Frau mir zugebracht, zurükfällt. Es beſtand in einer ſchönen Ausſteuer; denn ihr Vater und ihre Mutter, die ihre Tochter ſehr liebten, thaten für ſie alles, was ſie konnten; ja

mehr als sie konnten: in einer Menge feiner und guter Wäsche, die jezt noch ganz neu ist; denn die arme Frau hatte nicht Zeit sie zu brauchen; und in zwanzigtausend Franken an Gelde, von einer abgezahlten Verschreibung auf Herrn Michelin, Lieutenant des Herrn General-Procurators. Kaum hatte die Verstorbene die Augen zugeschlossen, so schaffte ich das Geld und die Wäsche auf die Seite. Nun meine Herren, wissen sie die Sache. Hab' ich wol gethan? hab' ich übel gethan? Mein Gewissen ist nicht ruhig. Mich dünkt, ich höre da etwas, das mir sagt: Du hast gestohlen, du hast gestohlen! Erstatte, erstatte! Was halten Sie davon? Bedenken Sie meine Herren, dass mir meine Frau durch ihren Hinschied alles mit wegnahm, was ich in zwanzig Jahren gewonnen habe; dass ich beynahe nicht mehr im Stande bin, zu arbeiten; dass ich in Schulden steke; und dass mir, wenn ich erstatte, nichts übrig bleibt, als der Spital, heut oder morgen. Reden Sie, meine Herren! Ich erwarte Ihre Entscheidung. Muss ich ersezen und in den Spital gehn?

Ehre, dem Ehre gebührt, sagte mein Vater, und bükte sich gegen den Geistlichen. Es ist an ihnen, Herr Prior!

Mein Kind, ſprach der Prior zu dem Hut-Macher, ich halte nichts auf Scrupeln; das verwirrt den Kopf und nüzt nichts. Vielleicht hätteſt du das Geld nicht nehmen ſollen: weil du es aber einmal genommen haſt, ſo iſt das meine Meynung, daſs du es behalteſt. MEIN VATER. Aber, Herr Prior, das iſt doch nicht ihr leztes Wort? DER PRIOR. Freylich! ich weiſs mein Treu nichts weiter. MEIN VATER. Sie ſind nicht gar tief gekommen. --- Nun iſt's an Ihnen, Herr Rath. DER RATH. Deine Lage iſt verdrüſslich, mein Freund! Ein andrer würde dir vielleicht rathen, das Haupt-Gut den Verwandten deiner Frau zu verſichern, daſs es beym Todes-Falle nicht auf die Deinen käme; und Lebens-lang die Nuz-Nieſſung davon zu beziehen: aber es ſind Geſeze da; und dieſe Geſeze erlauben dir weder die Nuz-Nieſſung, noch den eigenthümlichen Beſiz des Haupt-Guts. Folge mir; leiſte den Geſezen Genügen, und ſey ein ehrlicher Mann, im Spital wenn es ſeyn muſs. ICH. Es ſind Geſeze da? Das mögen mir Geſeze ſeyn! MEIN VATER. Und Sie, Herr Mathematiker, wie löſen Sie dieſes Problem auf? DER GEOMETER. Haſt du nicht geſagt, mein Freund,

du hätteſt ungefähr zwanzigtauſend Franken genommen? DER HUT-MACHER. Ja mein Herr. --- Und wie viel hat dich ungefähr die Krankheit deiner Frau gekoſtet? --- Ungefähr die gleiche Summe. --- Nun gut; Wer mit zwanzigtauſend Franken zwanzigtauſend Franken zahlt, bleibt Zero. MEIN VATER, (zu mir.) und was ſagt die Philoſophie? ICH. Die Philoſophie ſchweigt, wo das Geſez nicht Menſchen-Verſtand hat. --- Mein Vater merkte, daſs man nicht in mich dringen dürfte, und wendete ſich ſogleich zum Hut-Macher: Meiſter N. (ſprach er zu ihm) Ihr habt uns geſtanden, ſeit dem Ihr die Verlaſſenſchaft eurer Frau entwendet, hättet Ihr eure Ruhe verlohren; und wozu nüzt euch denn dieſes Geld, das euch das gröſste Gut geraubt hat? Geſchwinde ſchafft es von euch, und eſst und trinket, ſchlaft, arbeitet, und ſeyd bey euch ſelbſt zufrieden und glüklich. Nein, mein Herr, (verſezte der Hut-Macher trozig) ich will nach Genf gehen --- Und du glaubſt, du werdeſt die Gewiſſens-Biſſe hier laſſen? --- Daſs weiſs ich nicht; aber ich will nach Genf gehen. --- Geh wohin du willſt, du wirſt dein Gewiſſen finden.

Der Hut-Macher gieng weg, und ſeine wunderliche Antwort gab den Stoff zum Geſpräche. Man kam überein, daſs vielleicht die Entfernung der Zeit und des Orts alle Empfindniſſe mehr oder weniger ſchwächete. Die Geſellſchaft verlieſs uns; mein Bruder und meine Schweſter kamen wieder herein, und das unterbrochne Geſpräch wurde fortgeſezt. Gott Lob! (ſagte mein Vater) da ſind wir wieder bey einander: Bey andern Leuten iſt mir wol; bey euch aber noch beſſer. Darnach wandte er ſich zu mir: Warum haſt du (fragte er mich) dem Hut-Macher deine Meynung nicht geſagt? --- Ihr habt mich daran gehindert. --- That ich übel? --- Nein; denn für einen Narrn giebt es keinen guten Rath. Wie? Iſt denn dieſer Mann nicht der nächſte Verwandte ſeiner Frau? Iſt ihm das Gut, das er zurükbehalten, nicht zum Heyrath-Gut gegeben worden? Gehört es ihm nicht unter dem Recht-mäſſigſten Titel? Was für Recht haben dieſe Verwandten aus der Nebenlinie? MEIN VATER. Du ſieheſt wol das Geſez; aber den Geiſt des Geſezes, den ſieheſt du nicht. ICH. Ich ſehe, wie Ihr, mein Vater, die wenige Sicherheit der Weiber,

die von ihren Männern ohne die geringſte Zurükhaltung verachtet und gehaſst werden könnten, wenn der Tod den Mann in den Beſiz der Güter ſeiner Frau ſezte. Aber was geht das mich an, wenn ich ein ehrlicher Mann bin, und die Pflichten gegen meine Frau wol erfüllt habe? Bin ich nicht unglüklich genug, wenn ich ſie verliere? Muſs man dann noch kommen mich zu plündern? MEIN VATER. Wenn du die Weisheit des Geſezes erkenneſt, ſo muſst du dich auch, dünkt mich, darnach richten. MEINE SCHWESTER. Ohne Geſez iſt kein Diebſtahl mehr. ICH. Ihr betrügt euch, meine Schweſter. MEIN BRUDER. Ohne Geſez gehört allen alles, und es giebt kein Eigenthum mehr. ICH. Ihr betrügt euch, mein Bruder. MEIN BRUDER. Und worauf gründet ſich denn das Eigenthum? ICH. Urſprünglich auf die Beſiznehmung durch die Arbeit. Die Natur hat die guten Geſeze von Ewigkeit her gemacht. Eine Recht-mäſſige Gewalt verſichert ihre Vollziehung; und dieſe Gewalt, die wider den Böſewicht alles vermag, vermag nichts wider den rechtſchaffnen Mann. Ich bin dieſer rechtſchaffne Mann; und in dieſen, und vielen andern Fällen die ich

aufzählen könnte, lade ich sie vor den Richt-Stuhl meines Herzens, meiner Vernunft, meines Gewissens; vor den Richt-Stuhl der natürlichen Billichkeit. Ich frage diese; und, je nachdem sie mir antwortet, unterwerfe ich mich jener Gewalt, oder hebe sie auf. MEIN VATER. Predige diese Grund-Säze auf den Dächern, sie werden, ich versichre dich, ihr Glük machen; und du wirst schöne Sachen sehen, die daraus entstehen werden. --- Ich will sie nicht predigen. Es giebt Wahrheiten, die nicht für Narren gemacht sind; aber ich will sie für mich behalten. --- Für dich, der du ein Weiser bist! --- Ganz gewiss. --- Nach diesem kann ich leicht urtheilen, du werdest mein Betragen in der Sache zu Thivet nicht gar zu sehr billigen. Aber du, Abbé, was hältst du davon? DER ABBE. Ich denke, mein Vater, ihr habt klug gehandelt, den Pater Bouin um Rath zu fragen, und ihm zu folgen; und wenn ihr eurer ersten Bewegung gefolgt hättet, so wären wir wirklich zu Grunde gerichtet. MEIN VATER. Und du, grosser Philosoph, du bist nicht dieser Meynung? --- Nein. --- Das ist sehr kurz abgebrochen. Weiter. --- Ihr befehlt es

mir? --- Ja --- Ohne Zurükhaltung? --- Ja --- Nein gewifs (antwortete ich ihm eifrig) ich bin dieſer Meynung nicht. Ich einmal, ich denke, wenn Ihr in euerm Leben jemals eine ſchlimme Handlung gethan habt, ſo ſey es dieſe. Und da Ihr glaubet, Ihr wäret den Fremins Erſtattung ſchuldig geweſen, wenn Ihr das Teſtament zerriſſen hättet, ſo glaub ich, Ihr ſeyd ſie den Erben noch viel mehr ſchuldig, weil Ihr es nicht gethan habt. MEIN VATER. Dieſe Handlung iſt mir, ich muſs es geſtehen, immer auf dem Herzen gelegen. Aber der Pater Bouin! ICH. Euer Pater Bouin war, mit allem Ruhme ſeiner Wiſſenſchaft und Heiligkeit, nichts anders als ein ſeichter Schwäzer, ein Heuchler von eingeſchränktem Kopfe. MEINE SCHWESTER, (mit leiſer Stimme): Haſt du im Sinn, uns um Hab und Gut zu bringen? MEIN VATER. Still! ſtill! Laſs den Pater gehn, und ſag uns deine Gründe, ohne jemand zu beſchimpfen. ICH. Meine Gründe? ſie ſind ſimpel, und ich will ſie ſagen: Entweder wollte der Erblaſſer die Acte, die er in der Härtigkeit ſeines Herzens gemacht hatte, unterdrüken, wie denn alle Umſtände übereinſtimmten,

dieſes zu beweiſen; und ihr habt ſeine Buſſe vereitelt: oder aber, er wollte, daſs dieſe grauſame Acte ihre Wirkung haben ſollte; und Ihr ſeyd in die Gemeinſchaft ſeiner Ungerechtigkeit eingetreten. MEIN VATER. Seiner Ungerechtigkeit? Das iſt bald geſagt. --- Ja, ja, ſeiner Ungerechtigkeit! Denn alles, was euch der Pater Bouin vorſchwazte, ſind nur nichts-würdige Spizfindigkeiten, elende Muthmaſſungen, leere Grund-loſe Vielleicht, gegen jene Umſtände, die der ungerechten Acte, welche ihr aus dem Staube gezogen, und wieder Rechtskräftig gemachet habt, alle Merkmale der Gültigkeit nahmen. Ein Koffer voll unnüzer Zettel: unter dieſen unnüzen Zetteln ein altes Papier, welches ſein Datum, ſeine Ungerechtigkeit, ſeine Vermiſchung mit andern unnüzen Papieren, der Tod der Vollzieher, die Verachtung der Briefe der Fremins, ihr Reichthum, und die Armuth der wahren Erben für ungültig erklärten! Was ſezt man dieſem entgegen? eine eingebildete Erſtattung! Da werdet Ihr ſehen, daſs dieſer arme Teufel von einem Prieſter, der nicht einen Schilling beſaſs, da er auf ſeine Pfründe kam; der achtzig Jahr in ſei-

nem Leben damit zugebracht, einen Schilling auf den andern zu legen, und ungefehr hunderttauſend Franken zuſammenzuſcharren, ehemals bey den Fremins, bey welchen er nicht gewohnt, und die er vielleicht niemals anders als dem Namen nach gekannt hatte, einen Diebſtahl von hunderttauſend Franken begangen hat. Und ſollte auch dieſer vorgebliche Diebſtahl würklich geſchehen ſeyn, was für ein groſſes Unglük wär' es, wenn --- Ich einmal würde die unbilliche Acte verbrannt haben. Ihr hättet ſie, ſag' ich, durchaus verbrennen, Ihr hättet euerm Herzen Gehör geben ſollen, das ſeither niemals aufgehört hat, dawider zu ſchreyen, und das euch beſſer würde gerathen haben, als euer elende Bouin, deſſen Entſcheidung nichts als ein Beweis iſt, wie furchtbar das Anſehn der religioſen Vorurtheile auch bey den beſten Köpfen ſey; und welchen ſchädlichen Einfluſs ungerechte Geſeze und falſche Grund-Säze auf die geſunde Vernunft und natürliche Billichkeit haben.

Meine Schweſter ſchwieg; aber zum Zeichen ihres Beyfalls drükte ſie mir die Hand. Der Abbé ſchüttelte den Kopf. --- Und dann

noch ein bischen auf den Pater Bouin geſchimpft, ſagte mein Vater. Du glaubſt doch wenigſtens, daſs mich meine Religion losſpricht? ICH. Ich glaub' es; aber deſto ſchlimmer für ſie. MEIN VATER. Du glaubſt auch, die Acte, die du eigenmächtig verbrenneſt, wäre vor dem Richt-Stuhl des Geſezes für gültig erkannt worden? ICH. Das kann ſeyn; aber deſto ſchlimmer für das Geſez. MEIN VATER. Du glaubſt, das Geſez würde alle die Umſtände, die du ſo ſehr wichtig zu machen ſucheſt, nicht geachtet haben? ICH. Das weiſs ich nicht; aber ich hätte wenigſtens geſucht, mein Herz ganz rein zu behalten. Zu dem Ende hatt' ich etwa fünfzig Duplonen gewagt, das wär' ein wolangewandtes Liebes-Werk geweſen; und damit hätte ich das Teſtament im Namen der armen Erben angegriffen. MEIN VATER. O! was das betrifft, wenn du bey mir geweſen und mir den Rath dazu gegeben hätteſt, ſo iſt, obgleich in dem Anfang einer Haushaltung fünfzig Duplonen eine anſehnliche Summe ſind, doch alles darauf zu wetten, daſs ich ihn befolgt hätte. DER ABBE. Und ich hätte dieſes Geld lieber den armen Erben als den

Juriſten geben mögen. ICH. Und ihr, Bruder, glaubt, man würde den Proceſs verlohren haben? DER ABBE. Ich zweifle nicht daran. Die Richter halten ſich genau an das Geſez, wie mein Vater und der Pater Bouin; und ſie thun wol. Die Richter ſchlieſſen in dergleichen Fällen die Augen über die Umſtände zu, wie mein Vater und der Pater Bouin, aus Furcht vor den ſchlimmen Folgen, die anderſt daraus entſtehen würden; und ſie thun wol. Sie opfern zuweilen, ſelbſt gegen das Zeugniſs ihres Gewiſſens, wie mein Vater und der Pater Bouin, den Vortheil des Unglüklichen und Unſchuldigen auf, den ſie nicht retten könnten ohne einer Menge Betrüger den Zügel ſchieſſen zu laſſen; und ſie thun wol. Sie ſcheuen ſich, wie mein Vater und der Pater Bouin, ein Urtheil zu ſprechen, das in einem beſtimmten Falle billich, in tauſend andern aber, wegen unzählichen Unordnungen, denen es die Thür öffnen könnte, ſchädlich ſeyn würde; und ſie thun wol. Und in dem Fall mit dem Teſtament, davon die Rede iſt ... MEIN VATER, *zu mir:* Für eine Privatperſon ſind deine Gründe vielleicht gut; aber für einen Richter wären

ſie ſchlecht. Mancher nicht allzugewiſſenhafter Advocat hätte mir unter vier Augen geſagt: Verbrennen Sie das Teſtament; aber in ein Parere das zu ſchreiben, würd' er wol niemals wagen. ICH. Ich verſteh es: Das war eine Sache, die nicht vor den Richter gebracht werden muſste; und ſie würde auch bey meiner Ehre nicht vor ihn gebracht worden ſeyn, wär' ich an eurer Stelle geweſen. MEIN VATER. Du würdeſt alſo deine Vernunft der öffentlichen Vernunft, die Entſcheidung des Menſchen der Entſcheidung des Richters, vorgezogen haben? ICH. Ganz gewiſs. Iſt denn der Menſch nicht vor dem Richter? Iſt die Vernunft des menſchlichen Geſchlechts nicht ganz anders heilig als die Vernunft eines Geſez-Gebers? Wir nennen uns geſittet, und ſind ſchlimmer als die Wilden. Es ſcheint, wir müſſen noch ganze Jahrhunderte von einer Ausſchweifung und von einem Irrthume zu dem andern herumirren, um dahin zu kommen, wo uns der erſte Funke von Vernunft, der bloſſe Inſtinkt, geradezu hingeführt hätte. Wir haben uns ſo verirret --- MEIN VATER. Mein Sohn, mein Sohn, es iſt ein gutes Kopf-Küſſen um die Vernunft; aber ich fin-

de doch, daſs mein Haupt auf dem Küſſen der Religion und der Geſeze noch ſanfter ruhet --- und darauf keine Antwort; denn ich bedarf der Schlaf-loſen Nächte nicht! Doch, mich dünkt, du wirſt böſe. Sage mir denn immer, wenn ich das Teſtament verbrannt hätte, würdeſt du mich gehindert haben, zu erſezen? ICH. Nein, mein Vater; eure Ruhe iſt mir ein wenig lieber, als alle Güter der Welt. MEIN VATER. Deine Antwort gefällt mir, und zwar aus Urſache --- ICH. Und dieſe Urſache? MEIN VATER. Der Dom-Herr Vigneron, dein Onkel, war ein rauher Mann, der ſich mit ſeinen Amts-Brüdern, die er durch ſein Betragen und durch ſeine Reden beſtändig lächerlich machte, nicht wol verſtuhnd. Du warſt beſtimmt, ſein Nachfolger zu werden: allein da er bald ſterben ſollte, fand man in der Familie für beſſer, die Reſignations-Acte gen Rom zu ſchiken, als ſie in die Hände des Capitels zu geben, von dem ſie vielleicht nicht wäre genehmigt worden. Der Currier geht ab; dein Onkel ſtirbt eine oder zwo Stunden vor der vermuthlichen Ankunft des Curriers, und die Dom-Herrn-Stelle und achtzehnhundert Franken ſind verlohren. Deine Mut-

ter, deine Tanten, unſre Verwandten, unſre Freunde waren der Meynung, den Tod des Dom-Herrn verborgen zu halten. Ich verwarf dieſen Rath, und lieſs auf der Stelle die Gloken läuten. ICH. Und Ihr thatet wol daran. MEIN VATER. Hätte ich dieſen guten Weibern Gehör gegeben, und hernach Gewiſſens-Unruhe gefühlt, ſo glaube ich, du würdeſt nicht angeſtanden haben, mir deinen Dom-Herrn-Pelz aufzuopfern. ICH. Ich wäre ohnedem lieber ein guter Philoſoph, oder gar nichts geworden, als ein ſchlechter Dom-Herr.

Der dike Prior kam eben wieder herein, und ſagte zu den lezten Worten, die er gehört hatte: Ein ſchlechter Dom-Herr! Ich möchte wol wiſſen, wie man ein guter oder ein ſchlechter Prior, ein guter oder ein ſchlechter Dom-Herr ſeyn kann? Das ſind ſo gleichgültige Stände! --- Man dekte die Tafel, diſputierte noch ein wenig mit mir, hatte manchen Spaſs mit dem Prior wegen ſeiner Entſcheidung in des Hut-Machers Sache, und dem gleichgültigen Ton, worinn er von den Priors und Dom-Herrn geredt hatte, und legte ihm den Fall mit dem Teſtament vor. Anſtatt denſelben zu erörtern,

erzehlte er uns eine Begebenheit, die ihn perſönlich angieng. DER PRIOR. Sie erinnern ſich noch ohne Zweifel an das ungeheure Falliment des Wechslers Bourmont? MEIN VATER. Ob ich mich daran erinnere? Ich war auch um etwas darinn. DER PRIOR. Deſto beſſer. MEIN VATER. Warum deſto beſſer? DER PRIOR. Weil mir, wenn ich übel gethan habe, mein Gewiſſen um ſo viel leichter wird. Ich ward zum Sindic der Gläubiger ernannt. Unter Bourmonts ausſtehenden Activſchulden fand ſich auch eine Verſchreibung von hundert Thaler auf einen armen Mähl-Krämer, ſeinem Nachbarn. Dieſe Verſchreibung, unter die Menge der Gläubiger Pro-Rata vertheilt, kam jedem nicht auf zwölf Schillinge; und hätte man die Bezahlung von dem Mähl-Krämer eingefodert, ſo war er zu Grunde gerichtet. Ich hielt dafür ... MEIN VATER. Jeder Gläubiger würde dieſem Unglüklichen die zwölf Schillinge nicht abgeſchlagen haben? Sie zerriſſen alſo die Verſchreibung, und gaben Allmoſen aus meinem Beutel? DER PRIOR. Freylich. Sind Sie unwillig darüber? MEIN VATER. Nein. DER PRIOR. Haben Sie alſo die Gütigkeit zu glauben, die andern

würden nicht unwilliger darüber werden als Sie; und dann ist alles richtig. MEIN VATER. Aber, Herr Prior, wenn Sie eigenmächtig eine Verschreibung zerreissen, warum sollten Sie nicht zwo, drey, viere, so viele zerreissen, als es Dürftige gäbe, denen sie auf fremde Unkosten helfen möchten? Diese Regel des Mitleidens kann uns weit bringen, Herr Prior! Die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit ... DER PRIOR. Ist oft eine grosse Ungerechtigkeit. --- Eine junge Frau, die auf dem ersten Stok-Werke wohnte, kam herunter. Sie war die Munterkeit und der Muth-Willen selbst. Mein Vater fragte sie um Nachricht von ihrem Mann. Dieser hatte durch seine Ausschweifungen seiner Frau ein Beyspiel von schlimmen Sitten gegeben; und ich glaube, sie hatte sich's erlaubt, demselben ein wenig zu folgen. Er, um seinen Gläubigern zu entwischen, gieng nach Martinique. Frau Issigni, so hiess unsre Mieth-Frau, antwortete meinem Vater: Herr Issigni? Gott Lob! Ich habe nichts mehr von ihm gehört; vielleicht ist er ertrunken. DER PRIOR. Ertrunken? Ich wünsche Ihnen Glük dazu. FRAU ISSIGNI. Was thut das Ihnen, Herr Abbé? DER PRIOR. Nichts. Aber Ih-

nen? FRAU ISSIGNI. Was ſollt' es mir thun? DER PRIOR. Aber, man ſagt --- FRAU ISSIGNI. Und was ſagt man? DER PRIOR. Nun, weil Sie es wiſſen wollen --- Man ſagt, er habe einige Ihrer Briefe ertappt --- FRAU ISSIGNI. Und hatte ich nicht eine ſchöne Sammlung von den ſeinen? Und da entſtand ein ſehr comiſcher Streit zwiſchen dem Prior und der Frau Iſſigni über die Freyheiten beyder Geſchlechter. Frau Iſſigni rufte mich zu Hülfe; und ich ſtand im Begriff, dem Prior zu beweiſen, daſs, welches von zweyen Ehe-Genoſſen den Bund zuerſt bräche, dem andern ſeine Freyheit wieder gebe: aber mein Vater foderte ſeine Nacht-Müze, brach das Geſpräch ab, und ſchikte uns ſchlafen. Als die Reihe an mir war, ihm eine gute Nacht zu wünſchen, umarmte er mich, und ſagte mir ins Ohr: Es würde mich nicht verdrieſſen, wenn in der Stadt zween oder drey dergleichen Bürger wären wie du: aber ich möchte nicht darinn wohnen, wenn ſie alle ſo dächten.

BRIEF

ÜBER DIE

LANDSCHAFTMAHLEREY.

AN

HERRN FUESSLIN,

DEN VERFASSER DER GESCHICHTE DER

BESTEN KÜNSTLER IN DER SCHWEIZ.

BRIEF

AN

HERRN RUESSLIN,

VERFASSER DER GESCHICHTE DER

BESTEN KUNSTLER IN DER SCHWEIZ.

VORBERICHT.

DIESER Brief hat bey Kennern Beyfall gefunden. Man glaubt, er könne jungen Künstlern nüzlich seyn, und etwas zur Beförderung des Geschmakes für die Kunst beytragen. Ich nehme ihn darum in die Sammlung meiner Schriften auf. Er ist zwar an mehr als einem Orte nachgedrukt worden. Da er aber einmal für nüzlich erklärt ist, so sehe

ich auch dieſe neue Ausgabe für ein Mittel an, denſelben in mehrere Hände zu bringen, wo er nüzen kann: und in dieſer Betrachtung werden Leſer, denen er überflüſſig iſt, ſolches leicht zu gut halten.

MEIN HERR!

Sie glauben, es könne Aufmerkſamkeit verdienen, und nüzlich ſeyn, wenn ich zu Papier bringe, was für einen Weg ich eingeſchlagen habe, in der Kunſt ſo ſpät noch auf einen erträglichen Grad zu ſteigen. Möchten es viele Künſtler vor mir gethan haben! wie unendlich nüzlich müſste das für die Kunſt ſeyn, wenn man mehr die Geſchichte der Kunſt; durch was für Mittel Künſtler zu ihrer Gröſſe gelanget ſind; was für Schwierigkeiten, und wie ſie ſolche überwunden; was ſie auf ihrem Wege und bey ihrer Entwiklung für Bemerkungen gemacht haben, in der Mahler-Geſchichte finden würde. Ihre Werke würden vielleicht weniger gelehrt, als die Werke gelehrter Kenner ſeyn; aber ſie würden Sachen enthalten, die ſie, jeder unter ſeinen beſondern Umſtänden, jeder bey ſeinem Anwachs und bey ſeinen Arbeiten gefunden, auf welche der bloſſe Kenner niemals kommen kann. So (um nur ein Paar Exempel zu

geben) enthält das Werk, welches *Laireſſe*, nachdem er durch ſeine Kunſt ſich allgemeine Bewunderung erworben hatte, zu ſchreiben anfieng, die brauchbarſten Materialien, und Sachen, die nur ein *Laireſſe* mit ſolcher Deutlichkeit, während den Jahren ſeiner Studien und ſeiner beſten Arbeiten, gefunden und genau beobachtet hat. Und wie unſchäzbar iſt das Werkchen von *Mengs*, welches mehr Gutes über die Kunſt zu denken giebt, als ganze Folianten! Weiſs er gleich als Philoſoph ſich nicht deutlich zu machen, ſo redt er doch da, wo er als Künſtler ſpricht, mit einer Stärke, mit ſo viel Licht, mit ſo geläutertem Geſchmak, mit einem ſo feinen, ſo philoſophiſchen Beobachtungs-Geiſt, als man nur von dem gröſsten Künſtler unſers Zeit-Alters erwarten kann.

Aber auf mich zu kommen: Ich fürchte mich, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Noch bin ich mitten auf dem Wege; und meine Umſtände werden kaum erlauben, viel weiter zu kommen. Ich fürchte, Ihnen Sachen zu ſagen, die nur wenig zu bedeuten haben: doch dann bleibt mein Geſchwäz weiter nichts als ein Brief an Sie, mit dem

Sie eben ſo umgehen, wie man mit Briefen thut, die nichts zu bedeuten haben; und Sie werden Ihnen und mir damit verſchonen, daſs ein ſolcher Brief der einzige Flek in Ihrem Werke ſey.

Sie wiſſen, daſs mein Beruf niemals ſeyn konnte, Künſtler zu werden; daher war ich in meiner Jugend ganz ohne Anleitung. Beſchmierte ich gleich in meinen jungen Jahren die Menge Papier, ſo war's doch nur ein elendes Spiel, ohne Abſicht und ohne Anführung. So muſste ich nothwendig zurükebleiben; und es war eine natürliche Folge, daſs meine Neigung ſich um vieles verlohr. Die beſten Jahre giengen dahin, ohne daſs ich's verſuchte, ob ich in der Kunſt wohin gelangen könnte. Indeſs thaten die Schönheiten der Natur, und die guten Nachahmungen derſelben von jeder Art, immer die gröſste Würkung auf mich; aber in Abſicht auf Kunſt war's nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniſs verbunden war: und daher entſtand, daſs ich meine Empfindungen, und die Eindrüke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andere, und ſolche Art auszudrüken ſuchte, welche we-

niger mechaniſche Übung, aber die gleichen Talente; eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerkſame Bemerkung der Natur, fordert.

Da ich die Gelegenheit bekam, meines ſel. Herrn Schwehervaters (*) vortreffliche Sammlung täglich zu ſehen, erwachte meine Leidenſchaft für die Kunſt von neuem; und ich faſste im dreyſſigſten Jahr meines Alters den Entſchluſs, zu verſuchen, ob ich noch zu einem Grade gelangen könnte, der mir bey Kennern und Künſtlern Ehre machen würde.

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landſchaft; und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was ſo vie-

(*) HERR HEINRICH HEIDEGGER, des innern Raths, der Anno 1763. ſtarb, ehrte und kannte die freyen Künſte von Jugend an. Sein Cabinet iſt eins der beſten in unſrer Vaterſtadt, und enthält vornehmlich die beſten Stiche nach der Niederländiſchen Schule; und eine vollſtändige Sammlung der erſten Drüke des Freyiſchen Werks, welches die erhabenen Werke der Römiſchen Schule am würdigſten geliefert hat. Auch iſt es wegen einer ſtarken Sammlung von Hand-Zeichnungen merk-würdig, und wird izt durch ſeinen Sohn mit Einſicht und Wahl immer vermehrt.

len begegnet. Das beſte, und der Haupt-End-Zwek iſt doch immer die Natur. So dacht ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den beſten Muſtern in der verſchiedenen Art des Ausdruks der Gegenſtände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenau folgen, und ſah mich in Kleinigkeiten des Detail verwikelt, die den Effekt des Ganzen ſtörten; und faſt immer fehlte mir die Manier, die den Gegenſtänden der Natur ihren wahren Charakter beybehält, ohne ſclaviſch und ängſtlich zu ſeyn. Meine Gründe waren mit verwikelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängſtlich und nicht in herrſchende Haupt-Partien geordnet, alles durch Arbeit ohne Geſchmak zu ſehr unterbrochen; kurz: Mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten; und ich wuſste noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunſt nicht hinreichen kann. Ich fand alſo, daſs ich mich zuerſt nach den beſten Künſtlern bilden müſſe. Iſt nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künſtler, welche anfiengen die Kunſt aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und alſo noch

keine gute Muſter hatten? Sie hielten ſich ſo ſehr an die Natur, daſs der kleinſte Nebenumſtand oft eben ſo genau gemahlt iſt, wie der hervorſtechendeſte. Ihre Gemählde verlieren darum die erfoderliche Würkung. Spätere Genien, die dieſe Fehler einſahen, ſuchten dieſelben zu vermeiden, und machten ſich mit den Regeln des Schönen in der Diſpoſition, der gemäſſigten Manichfaltigkeit, der Haupt-Maſſen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. ſ. w. bekannt. Nach dieſen war nun nöthig zu ſtudieren. Und um den Weg ſo kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beſte; das, was in jeder Art ſich vorzüglich ausnahm, um zu einem Muſter zu dienen. Dieſe ſorgfältigſte Wahl des Beſten, ſoll für den Lehrer und den Schüler die erſte Grund-Regel ſeyn. Das Mittelmäſſige iſt das ſchädlichſte, und muſs mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, deſſen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie ſehr könnten die Kupfer-Stecher dem wahren Geſchmake nüzlich ſeyn, wenn ſie darauf dächten, durch die Wahl deſſen, das ſie liefern wollen, bey Kennern ſich eben ſo wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung ſelbſt.

Was für ein Schwal von Mittelmäſſigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerſtreut, das niemals den Fleiſs eines Tages verdient hätte. Oder lohnt ſich's nicht der Mühe ſich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit ſo vieler Monate verwenden wolle? Nur die erſten Werke der Kunſt ſind wol dieſer Mühe werth. Es iſt der ſchädlichſte Zeit-Verluſt, wenn man bey Unterweiſung junger Künſtler ſie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmäſſigen aufhält. Ihr Geſchmak wird ſo für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmäſſige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, ſich groſs zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben. Man laſſe den jungen Künſtler die Köpfe nach *Raphael* ſtudieren, wie unerträglich werden ihm die faden ſüſſen Geſichterchen vieler von den Neuern ſeyn! Man laſſe ihn nach demSchlenter ſo vieler beliebter Künſtler nach der Mode zeichnen, und nachwärts den Apoll oder Antinous; er wird aus beyden gemeine Leute oder ſchlechte Tänzer machen; und, was noch das ſchlimmſte iſt, nicht empfinden, daſs er es ſchlecht gemachet hat.

Ich fand das beſte, in meinen Studien von einem Haupt-Theile zum andern zu gehen. Denn wer alles zugleich faſſen will, wählt ſich gewiſs den mühſamern Weg; ſeine Aufmerkſamkeit wird allzuzerſtreut ſeyn, und immer ermüden, da er bey zu vielen verſchiedenen Gegenſtänden auf einmal zu viel Schwierigkeiten findt. Ich wagte mich zuerſt an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den *Waterloo*, von dem in dem obgedachten Cabinet eine faſt vollſtändige Sammlung iſt. Je mehr ich ihn ſtudierte, je mehr fand ich wahre Natur in ſeiner Landſchaft. Ich übte mich in ſeiner Manier ſo lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrükte. Indeſſen verſäumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier, nicht des *Waterloo*, aber nichts deſtoweniger glükliche Nachahmung der Natur war; ich übte mich darum auch nach *Swanefeld* und *Berghem*; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Geſträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerkſamkeit reizte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch dieſe gemiſchte Übung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruk, und mehr eigenthümliches in mei-

ner Manier, als ich hatte, da ich an den *Waterloo*, mein vorzügliches Muſter, mich allein hielt. Ich gieng weiter, von Theilen zu Theilen. Für Felſen wählte ich die groſſen Maſſen des *Berghem* und *S. Roſa*; die Zeichnungen, die *Felix Meyer*, *Ermels* und *Hackert*, nach der Natur und in ihrem wahren Charakter, gemacht haben: für Verſchieſſe und Gründe, die Gras-reichen Gegenden, und die ſanften dämmernden Entfernungen des *Lorrain*; die ſanft hintereinander wegflieſſenden Hügel des *Wouvermann*, welche in gemäſſigtem Licht, mit ſanftem Gras, oft nur zu ſehr wie mit Sammt, bedekt ſind: dann den *Waterloo*, deſſen Gründe ganz Natur ſind; ganz ſo, wie er ſie in ſeinen Gegenden fand. Darum iſt er auch hierinn ſchwer nachzuahmen. Für ſandigte oder Felſen-Gründe, die hier und da mit Geſträuch, Gras und Kräutern bewachſen ſind, wählte ich den *Berghem*.

Wie ſehr fand ich's leichter, wenn ich izt wieder nach der Natur ſtudierte! Ich wuſste nun, was das Eigenthümliche der Kunſt iſt; wuſste in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit mehr Leichtigkeit eine ausdrükende Manier zu finden,

da wo die Kunst nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umsonst gesucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jezt find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umsonst suchen, um einen Baum zu finden, der in seiner ganzen Form mahlerisch schön ist. Aber wenn mein Auge gewöhnt ist, zu finden, so find' ich in einem sonst schlechten Baum eine einzelne Partie, ein Paar schön geworfene Äste, eine schöne Masse von Laub, eine einzelne Stelle am Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit und Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die schönste Masse eines Fels-Stükes vorstellen; ich hab' es in meiner Gewalt, ihn ins Sonnen-Licht zu halten, wie ich will, und kann die schönsten Effecten von Schatten und Licht, und Halblicht und Wiederschein, darbey beobachten. Aber bey dieser Art die Natur zu studieren, muss ich mich hüten, dass mich der Hang zum blos Wunderbaren nicht hinreisse; immer muss ich mehr auf das Edle und Schöne sehen, sonst kann ich leicht in meinen Zusammensezungen ins Abentheurliche fallen, und wunderbare Formen allzusehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängſtlich, aber auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze Ausſichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegenſtands iſt, deſtomehr führe ich ihn ſogleich aus. Viele begnügen ſich der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Haupt-Gedanken abzunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer einmal angenommenen Manier: das Wahre und Eigenthümliche der Gegenſtände geht darbey verlohren. Und das wird uns weder durch Zauberey von Farbe, noch groſſe Würkung von Schatten und Licht erſezt: man iſt bezaubert, aber nicht lange; das forſchende Auge ſucht Wahrheit und Natur, und findet ſie nicht.

Aber wann ich izt einen Gegenſtand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergänzen wollte; wann ich das beyfügen wollte, was ein mahleriſches Ganzes ausmachen ſoll; dann war ich furchtſam, und verfiel oft auf erkünſtelte Umſtände, die mit der Einfalt und der Wahrheit deſſen, was ich aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine Landſchaften hatten nicht das Groſſe, das Edle, die Harmonie; noch

zuzerſtreutes Licht, keine rührende Haupt-Würkung. Alſo muſste ich erſt jezt auf ein beſſeres Ganzes denken.

Aus allen ſuchte ich diejenigen Künſtler aus, die in Abſicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenſtände, mir vorzüglich ſchienen. Ich fand in den Landſchaften des *von Everdingen* das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die gröſste Manichfaltigkeit herrſchet: reiſſende Ströme und zerfallene Felſen - Stüke, dicht mit Geſträuch verwachſen, wo vergnügte Armuth in der einfältigſten Bau-Art hingebaut hat. Kühnheit und Geſchmak, und etwas Originales herrſchen bey ihm überall; doch muſs man bey dieſem ſchon zum voraus die Felſen nach einem beſſern Geſchmak zu formen wiſſen. Das gröſste Exempel, wie man nachahmen ſoll, giebt *Dietrich:* Seine Stüke in dieſem Geſchmake ſind ſo, daſs man glauben ſollte, *Everdingen* habe es gemacht, und ſich ſelbſt übertroffen. *Swanefelds* edle Gedanken, welche mit ſo groſſer Würkung ausgeführt ſind, und die auf ſeine groſſen Maſſen von Schatten einfallende Reflex-Lichter; *Salv. Roſa* kühne Wildheit; des *Rubens* Kühnheit in Wählung ſeiner Ge-

genſtände: dieſe und mehrere ſtudierte ich in flüchtigen Entwürfen, nun im Ganzen da es mir jezt meiſt darum zu thun war, der Einbildungs-Kraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an, mich bloſs und allein an die beyden *Pouſſin* und den *Claude Lorrain* zu halten. In dieſen fand ich vorzüglich die wahre Gröſſe: da iſt nicht bloſs Nachahmung der Natur, wie man ſie leicht findet; es iſt die Wahl des Schönſten: ein poetiſches Genie vereint bey den beyden *Pouſſin* alles, was groſs und edel iſt; ſie verſezen uns in jene Zeiten, für die uns die Geſchichte und die Dichter mit Ehr-Furcht erfüllen; und in Länder, wo die Natur nicht wild, aber groſs in ihrer Manichfaltigkeit iſt, und wo unter dem glüklichen Clima jedes Gewächſe ſeine geſundeſte Vollkommenheit erreicht. Ihre Gebäude ſind nach der ſchönen Einfalt der alten Bau-Kunſt aufgeführt, und ihre Bewohner von edelm Anſehen und Betragen, ſo wie ſich unſere Einbildungs-Kraft Griechen und Römer denkt, wenn ſie von ihren groſſen Handlungen begeiſtert iſt, und ſich in ihre glüklichſten Zeiten verſezt. Anmuth und Zufriedenheit herrſchen überall in den Gegen-

den, die uns *Lorrain* mahlt: sie erweken in uns eben die Begeisterung, eben die ruhigen Empfindungen, welche die Betrachtung der schönen Natur selbst erwekt: sie sind reich ohne Wildheit und Gewimmel; manichfaltig, und doch herrschet überall Sanftheit und Ruhe. Seine Landschaften sind Aussichten in ein glükliches Land, das seinen Bewohnern Überfluss liefert: ein reiner Himmels-Strich unter dem alles mit gesunder Üppigkeit aufblühet.

Was ich von diesen grossen Mustern aufbringen konnte, betrachtete ich täglich mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit: aber das war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wiederholte die Haupt-Züge derselben aus dem Gedächtnifs. Das that ich oft; aber ich ruhete auch da nicht. Ich machte mehr flüchtige als genaue Copien von ihren Landschaften, die ich aufbehalte: so mach' ich's mit allem was mir vorzüglich gefällt, und bekomme eine Sammlung der besten Ideen. Es wird niemand fragen, warum das: Ich kann sie ja in Kupfer-Stichen haben? Gut, dann besiz ich sie wol, wie mancher Grosse seine Bibliothek; aber

ich habe nichts für mein Studium gethan. Nein! nur auf eben angedeutete Weiſe wird der Künſtler eine immer merkwürdige Sammlung zuſammenbringen: er hat nicht bloſs nach dem Beſten ſtudiert, ſondern ſich zugleich in den Beſiz deſſelben geſezt.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtſamkeit im Selbſterfinden. Voll von dieſen groſſen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine Schwäche, und wie faſt unüberſteiglich ſchwer es iſt, jene zu erreichen: auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungs-Kraft würklich ihren Schwung verlieren. Iſt's nicht eben das, was ſchon den gröſſeſten Kupfer-Stechern, dem groſſen *Frey* ſelbſt, wiederfahren iſt, daſs ihre eigenen Erfindungen ihr ſchlechteſtes ſind! Ihre Haupt-Beſchäftigung iſt, andrer Werke ſo genau als möglich nachzubilden; und ſie verlieren oder ſchwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungs-Kraft, die zum Erfinden nöthig ſind. Von dieſer Furchtſamkeit ſuchte ich mich ſorgfältig zu erholen: ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die ſchwerſten

Aufgaben auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichteften und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meiften Schwierigkeiten machten, und bekam ſo die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faſste ich neuen Muth, wenn ich fand, daſs Schwierigkeiten wieder verſchwunden waren, und ich mich beſſer aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich ſo meiner Einbildungs-Kraft Nahrung und Kühnheit. Sie muſs, wie andre Seelen-Kräfte, genährt und geübt werden: wer ſich gewöhnt, nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden. Wir haben Künſtler und Dichter, die der beſtändig nachſchleichende Schatten andrer ſind.

Bey dem allem hab' ich mir zu einer Regel gemacht, immer mit dem verſehen zu ſeyn, was zum Zeichnen nöthig iſt, ich mag ſeyn wo ich will; nicht allein auf Reiſen und Spaziergängen, ſondern auch zu Haus und in der Stadt. Man verſäumt oder vergiſst oft etwas, nur weil man zu nachläſſig iſt, von einem Zimmer ins andere zu gehen, um das Benöthigte zu holen. Denn oft bey

Betrachtung von Gemählden oder Kupfer-Stichen zeugt die Imagination Ideen, die durch die Bewunderung deſſen, das vor uns iſt, oft auch nur durch einen Nebenumſtand, in derſelben entſtanden; Ideen, auf die man ſonſt niemals gekommen wäre. So ein Gedanke, im erſten Feuer gedacht, wird auch im erſten Feuer am beſten entworfen werden. Ich unterlieſs darum ſelten, ſolche Gedanken nur mit ihren Haupt-Linien zu entwerfen, die ſo leicht vergeſſen und nachher ſelten wieder ſo gut gedacht werden -- Einen Vortheil, den ich zuweilen auch aus dem Mittelmäſſigen gezogen habe, will ich hier nicht verſchweigen: aber damit will ich ihn weder empfehlen, noch mir ſelbſt widerſprechen; und ich rathe ſolche Übungen nur Leuten, deren Geſchmak ſchon gebildet iſt. Auch mittelmäſſige Sachen können oft zu einer nüzlichen Übung des Geſchmaks und der Einbildungs-Kraft dienen, wenn man zu denſelben hinzudenkt, was ihnen fehlt, um gut zu ſeyn; wenn man, wie Ramler es mit Gedichten thut, den Gedanken eines andern beſſer zu denken und beſſer auszuführen ſucht. Oft findt man Funken von Genie, oft einen miſslungenen Gedanken, der

einer guten Ausführung werth ist. Ich habe in manchem Stük, das kein Aufsehen verdiente, einen Wink gefunden, der mich auf einen guten Gedanken führte. *Merians* Werke, denen man zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren läßt, enthalten Sachen, die oft mit der besten Wahl aus der Natur genommen, und nur durch die zu fade Manier in der Ausführung verdorben sind. Man schaffe seine Bäume und Gründe nach der Manier eines *Waterloo*, und gebe seinen Felsen, und allem, mehr Manichfaltigkeit, so werden gewiss Sachen entstehen, die dem gröfsesten Genie Ehre machen würden, und wovon doch die ganze Anlage in *Merian* ligt.

Eine Beobachtung muss ich nicht vergessen, die ich aus eigener vielfältiger Erfahrung weiss, wie sehr es nämlich den Muth erfrischet, und wie oft es mich aufgemuntert und von neuem begeistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst und der Künstler lese. Es erweitert die Kenntniss, es macht aufmerksam auf das, was in der Kunst vorgegangen, und hilft, den Künstler immermehr für das einzunehmen, was seine Haupt-Absicht ist. Es ist Lehr-reich und angenehm, die Schiksale dessen zu wissen, dessen Ar-

beiten ich bewundere; und eben ſo werd' ich begierig, die Arbeiten des Künſtlers hinwieder aufzuſuchen, deſſen Geſchichte und Kunſt-Charakter mir durchs Leſen zum voraus bekannt iſt. Wenn ich die Ehr-Furcht ſehe, mit der von groſſen Künſtlern und ihren Werken geredt wird, ſo muſs das meine Idee von der Wichtigkeit der Kunſt erhöhen. Wenn ich ſehe, wie unermüdet ſie gearbeitet haben, zu ihrer Gröſſe zu gelangen, und ſich in derſelben zu erhalten; wie Reiſen, und Beſchwerden und Mangel ſie nicht abſchrekten, alle Mittel, die ihren groſſen End-Zwek befördern konnten, zu nuzen, muſs das nicht den jungen Künſtler anmahnen, jede Stunde nüzlich zu gebrauchen, uud geizig auf jeden Augen-Blik zu ſeyn? Auch können die übeln Schikſale manchen ſonſt groſſen Künſtlers eine rührende Erinnerung ſeyn, daſs Lebens-Art und gute Sitten, und Klugheit mit dazu gehören, um durch die Kunſt ſich ein dauerhaftes Glük zu machen.

Noch einen wichtigen Rath muſs ich dem Künſtler andringen: Die Dichtkunſt iſt die wahre Schweſter der Mahler-Kunſt. Er unterlaſſe nicht, die beſten Werke der Dich-

ter zu lesen; sie werden seinen Geschmak und seine Ideen verfeinern und erheben, und seine Einbildungs-Kraft mit den schönsten Bildern bereichern. Beyde spüren das Schöne und Grosse in der Natur auf; beyde handeln nach ähnlichen Gesezen. Manichfaltigkeit ohne Verwirrung ist die Anlage ihrer Werke, und ein feines Gefühl für das wahre Schöne muss beyde bey der Wahl jeden Umstandes, eines jeden Bildes, durch das Ganze leiten. Wie mancher Künstler würde mit mehr Geschmak edlere Gegenstände wählen; wie mancher Dichter würde in seinen Gemählden mehr Wahrheit, mehr mahlendes im Ausdruk haben, wenn sie die Kenntniss beyder Künste mehr verbänden. So leicht ist's den Alten, besonders den Griechen, in ihrer poetischen Sprache und in ihren Gemählden nicht geworden, wie so vielen neuern Dichtern, die nur zusammengeraffte Bilder und Ausdrüke unschiklich zusammenhäufen, und gemahlt zu haben glauben. *Webs* Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, welche die Schönheiten dieser Kunst mit Stellen aus den alten Dichtern erläutert, ist dafür der deutlichste Beweis, da es seine Absicht forderte, dieselben in

diesem Gesichts-Punct zu betrachten: Dass die Dichter damals das Schöne der Künste empfunden und gekannt, und die lebende so wie die Leb-lose Natur genau beobachtet haben. Auch würden die neuen Dichter, die doch fast immer für Kenner der Kunst wollen angesehen seyn, dann nicht sich lächerlich machen, und von *Dürer* reden, wenn sie die Grazien wollen gemahlt haben, oder von *Rubens*, wenn sie von dem grössesten Grad der Schönheit in der Bildung einer Sterblichen oder einer Göttin, reden wollen. Doch ich komme zum Künstler zurük. --- Der Landschaft-Mahler muss sehr zu beklagen seyn, den z. B. die Gemählde eines *Thomson* nicht begeistern können. Ich habe in diesem grossen Meister viele Gemählde gefunden, die aus den besten Werken der grössesten Mahler genommen scheinen, und die der Künstler ganz auf sein Tuch übertragen könnte. Seine Gemählde sind manichfaltig; oft ländlich staffiert, wie *Berghem*, *Potter* oder *Roos*; oft Anmuths-voll wie *Lorrain*, oder edel und gross wie *Poussin*; oft melancholisch und wild wie *S. Rosa*. Und hier nehme ich Gelegenheit, einem redlichen Manne das Wort zu reden, der

ſchon faſt ganz vergeſſen iſt. *Brokes* hat ſich eine ganz eigene Dicht-Art gewählet; er hat die Natur in ihren manichfaltigen Schönheiten bis auf den kleinſten Detail genau beobachtet; ſein zartes Gefühl ward durch die kleinſten Umſtände gerührt; ein Gräschen mit Thau-Tropfen an der Sonne hat ihn begeiſtert; ſeine Gemählde ſind oft zu weitſchweifig, oft zu erkünſtelt; aber ſeine Gedichte ſind doch ein Magazin von Gemählden und Bildern, die geraüe aus der Natur genommen ſind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umſtände, die wir oft ſelbſt bemerkt haben, und izt wieder ganz lebhaft denken, die uns aber das Gedächtniſs nicht liefert, wenn wir ſie am nöthigſten haben.

Wir ſollen alſo noch Gelehrte werden, kann mancher Künſtler mit Lachen ſagen? Denen iſt mein Rath von Wichtigkeit, die in ihren Werken das Groſſe und Edle ſuchen. Ich weiſs Künſtler, denen er nicht nöthig iſt. Man kann einen zerfallenen Schwein-Stall mahlen, und ein Bäurchen, das ganz luſtig da an die Wand piſst, und eine Lache daneben, und dabey allen Spiel von Schatten und Licht, und die Zauberey des Kolorits, und die gröſſeſte Niedlichkeit in der ganzen

Ausführung anbringen. Dergleichen Werke können auch ſchäzbar ſeyn; und wenn man in Abſicht auf Gedanken nicht weiter will, ſo kann man freylich ſehr vieles entbehren.

Das, mein theuerſter Freund, ſind nun die Bemerkungen, ſo gut mir mein Gedächtniſs dieſelben noch liefert, die ich bey meinen Arbeiten, und bey dem Plan, den ich mir vorgeſchrieben hatte, gemacht habe. Andre mögen urtheilen, wie weit es mir dabey in der Kunſt gelungen iſt; aber davon bin ich doch überzeugt, daſs mein Plan einen kurzen und ſichern Weg führt. Denn ſo wird durch die beyd-ſeitige Übung, nach der Natur und dem Beſten in der Kunſt, der Künſtler ſich fähig machen, wechſelweiſe die beſten Manieren des Ausdrukes der Kunſt mit der Natur, oder bey jeder mahleriſchen Schönheit der Natur dieſe mit jener zu vergleichen. Sein Auge wird ſo gewöhnt ſeyn, in der Natur das zu bemerken, was mahleriſch ſchön iſt, daſs kein Spaziergung zu jeder Jahrs- und Tags-Zeit für ihn ohne Nuzen iſt. Er wird, wie der Jäger, dem es zur Leidenſchaft worden iſt, keine Beſchwerde, die ungebahnteſten Wege nichts

achten, um ſein Gewild aufzuſpüren; und Schönheiten wird er da ſehen, wo der mittelmäſſige Künſtler vorübergeht. Er wird ſein Genie, nach dem Groſſen gebildet, aller Orten mitbringen, und klein-ſcheinende Umſtände ſo umzubilden wiſſen, daſs ein groſſer edler Gedanke aus dem entſteht, was bey einem jeden mittelmäſſigen Kopf zum Alltags-Gedanke wird. Ich habe auf den gleichen Spaziergängen mit Erſtaunen Situationen in *Pouſſins* Geſchmak gefunden, wo ich vorher nur mittelmäſſige und kleinlichte Sächelchen ſah.

Hab' ich's nun unter meinen Umſtänden in der Kunſt unmöglich weiter bringen können, ſo hab' ich doch mit Ehr-Furcht für die wahre Kunſt immer mehr bemerkt, wie viel Denkens und wie viel Übung es fordert, um würklich groſs zu werden. Wenn dem Künſtler ſeine Kunſt nicht ganz zur Leidenſchaft wird; wenn nicht die Stunden, die er bey ſelbiger zubringt, ſeine angenehmſten ſind; wenn die Kunſt nicht das gröſſeſte Glük und Vergnügen ſeines Lebens ausmacht; wenn nicht ſeine angenehmſte Geſellſchaft die Geſellſchaft von Kennern iſt; wenn ihm nicht des Nachts davon träumt;

wenn er nicht am Morgen mit neuer Begeiſterung an ſein Werk geht; wenn er im Gegentheil nur den ſchlechten Geſchmak ſeiner Zeit zu nuzen ſucht; wenn er ſich in einem allgemein gefallenden Schlenter ſelbſt gefällt; wenn er nicht für wahre Kenner, für wahre Ehre, und für die Nachwelt arbeitet, ſo wird ſeine Arbeiten der wahre Kenner izt und in Zukunft ausſchieſſen, und wenn ſie auch die Zierde aller Zimmer nach der Mode wären.

Noch muſs ich, mein Freund, Ihnen und dem Publico ein Paar Wünſche ſagen, deren Ausführung für die Aufnahme der Kunſt von groſſem Vortheil ſeyn müſste. Ich habe junge Künſtler geſehen, die es mit Thränen bedaurten, daſs ſie, durch ſchlechte Anleitung zurükgebunden, und unter nachtheiligen Umſtänden nicht aufgemuntert, ihre beſte Zeit mit Mühe und Arbeit verlohren hatten; und Genien, die, verwildert, Spuren von groſſer Anlage in ihren Werken zeigten; die, wenn ſie weniger ſich ſelbſt und etwa Halb-Kennern, oder dem ſchlechten Geſchmak ihres Orts oder ihres Zeit-Alters überlaſſen geweſen wären, wahrhaftig groſs würden geworden ſeyn. Mein

Wunſch iſt, daſs ein philoſophiſcher Kenner ſich mit Künſtlern berathen, und eine Anleitung, ſowol für die Anfänger in der Kunſt, als für die, ſo dieſelben unterrichten, ſchreiben möchte. Wir haben verſchiedene vortreffliche Werke über die Kunſt; aber ſie ſind theils zu koſtbar, theils für Anfänger nicht einfältig und practiſch genug. In dieſem Werkchen müſsten die Grund-Regeln der Kunſt kurz, und ſo deutlich als möglich, vorgetragen und erklärt, und dann auf beſondere Fälle angewandt ſeyn. Dieſe beſondern Fälle und Exempel müſsten aus Kupfer-Stichen, nach den beſten Werken der Kunſt in jeder Art, genommen ſeyn, und zwar aus ſolchen, die nicht rar, und ſo viel möglich, nicht koſtbar ſind. So würd' es immer ein leichtes ſeyn, ſolche in den Sammlungen an jedem Ort zu finden, oder ſie ſelbſt anzuſchaffen. Dann müſste für jeden Zweig der Kunſt die ſicherſte und beſte Art zu Werke zu gehen angegeben werden, und zugleich die vornehmſten Werke und die gröſſeſten Künſtler, die jeder für ſeine Abſicht zu ſtudieren hat. Es müſste gleich für die allererſten Anfänge das Beſte angerathen ſeyn. Man martert in Deutſch-

land die Anfänger faſt allgemein nach *Preiſsler*; und doch ſind ſeine Umriſſe ſehr oft falſch, und ſeine Köpfe beſonders von einem gemeinen Charakter. In Frankreich kommen viel Anfänge für die Zeichnungs-Kunſt heraus, deren Ausführung manchen blenden kann; flüchtig auf Hand-Riſs-Manier, mit keker Schrafierung weggearbeitet: aber was ſoll dem Anfänger dieſe keke Manier, bey der die Richtigkeit des Umriſſes, an dem ihm jezt alles gelegen, vernachläſſigt iſt! Wie ſehr muſs es den Lehrer, wie den Schüler verwirren, wenn die Theile und die Muskeln in den verſchiedenen Lagen und Bewegungen von einem vorgelegten Muſter zum andern nicht richtig können beobachtet und erklärt werden; und wenn man bey der Anleitung für die Landſchaft, wie ſehr oft geſchieht, bey Sächelchen aufgehalten wird, worinn keine Wahrheit iſt, und woraus man keine einzige Regel des Schönen erklären kann! Ich habe oben geſagt, wie nüzlich das Leſen derer Werke, die von Kunſt und Künſtlern handeln, dem jungen Künſtler iſt; der Anleitung müſste darum ein Verzeichniſs der beſten Werke in dieſer Art beygefügt werden.

So ein Werkchen müfste man trachten, ſo viel möglich, allgemein zu machen; es müfste ein überall bekanntes Lehr-Buch ſeyn. Es würde denen, die ohne gute Anleitung ſind, einen ſichern Weg weiſen, und das erklären, was ſie nur dunkel empfinden, und ſich nicht erklären können; und manchem, deſſen Pflicht es iſt, andre zu unterrichten, und der es redlich meynt, ſeine Arbeit erleichtern.

Mein zweyter Wunſch iſt, daſs ein Werk entſtehen möchte, worinn, in jeder Art der Mahler-Kunſt, die beſten Werke umſtändlich beſchrieben, und nach allen Regeln des Schönen unterſucht und beurtheilt würden; allein es müfsten Werke ſeyn, die in Kupfer geſtochen ſind. Nichts deſtoweniger müfsten ſie auch in Abſicht auf Colorit beurtheilt werden. Man kann die Gelegenheit haben oder bekommen, die Original-Gemählde zu ſehen; und wenn auch das nicht iſt, ſo wird es doch, in Abſicht auf dieſen Theil der Kunſt, dem Liebhaber und dem Künſtler, Gelegenheit zu Betrachtungen und Beobachtungen geben, die ihm wichtig ſind. Doch das müfsten nur die beſten Werke aus jedem Alter und jeder der

beſten Schulen der Kunſt ſeyn: nur ſolche, bey denen der Charakter des Zeit-Punctes und der Schule vorzüglich herrſcht; nur ſolche, worinn die Regeln des wahren Schönen mit dem beſten Verſtand angebracht ſind, und aus denen ſie vorzüglich deutlich gemacht werden können. Dergleichen Beurtheilungen ſind in *Boydels* Werke; man findt ſolche in *Winkelmanns* und des Herrn *von Hagedorn* Schriften, im *Richardſon*, und einigen andern. Die Recenſion des Altar - Gemähldes von *Mengs* in Dresden, welche in der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften ſteht, iſt ein Meiſter-Stük, das die tiefſten Kenntniſſe jeden Theiles der Kunſt zeigt. Brauch ich's zu ſagen, wie wichtig und nüzlich ſo ein Werk ſeyn müſste? Aber manchem, der es vielleicht zu leicht findt, muſs ich ſagen, daſs das nur die Arbeit eines von *Hagedorn*, eines *Oeſer*, eines *Dietrich*, eines *Caſanova*; kurz, nur die Arbeit der gröſſeſten Kenner und der gröſſeſten Künſtler ſeyn kann, um zuverläſſig und nüzlich genug zu ſeyn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geßner, Salomon, 1730-1788

Die Sämmtlichen Werke

Bd.: 4

Wien (1790)
P.o.germ. 468 d-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108779-9
VD18 90332954